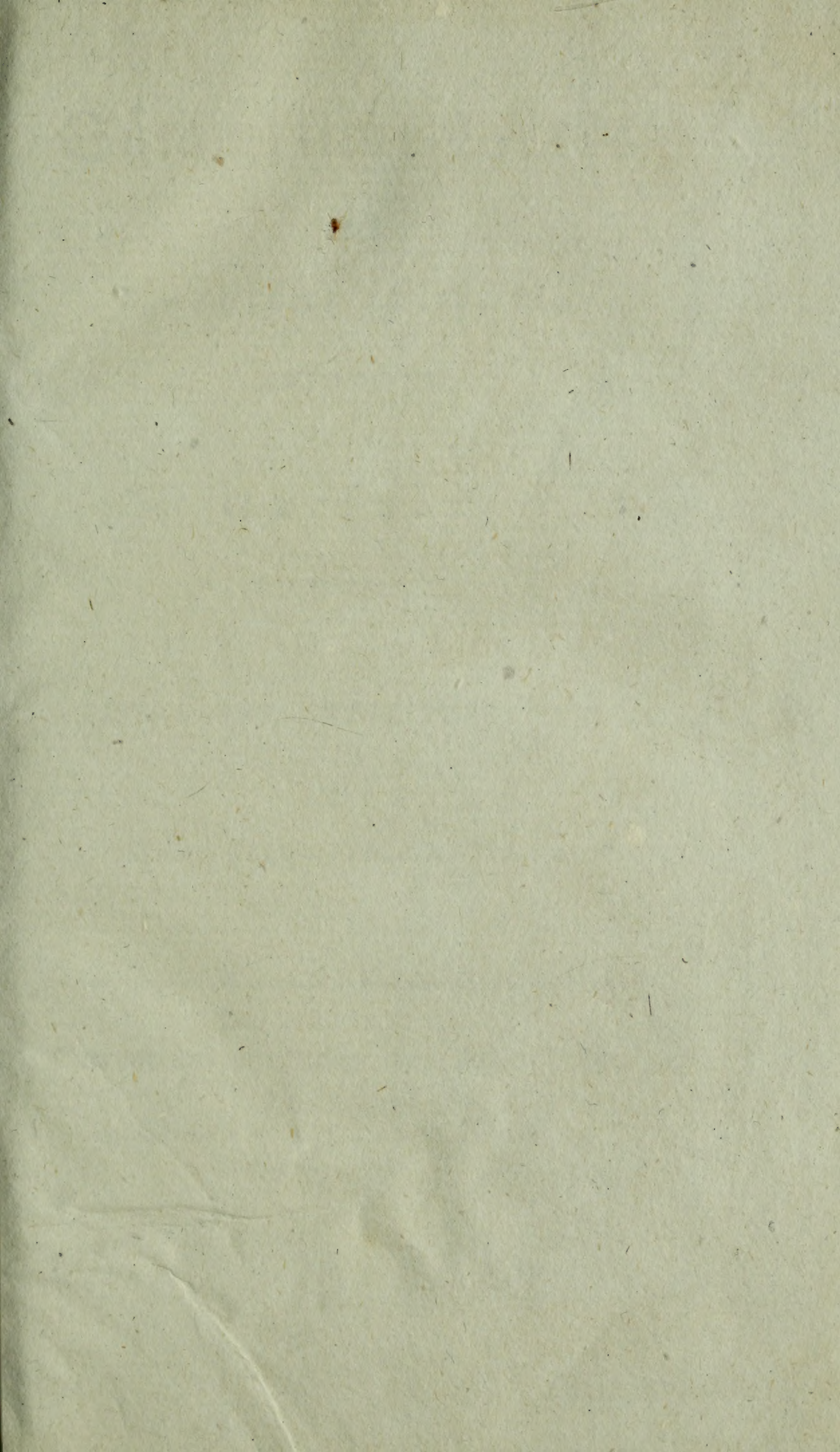
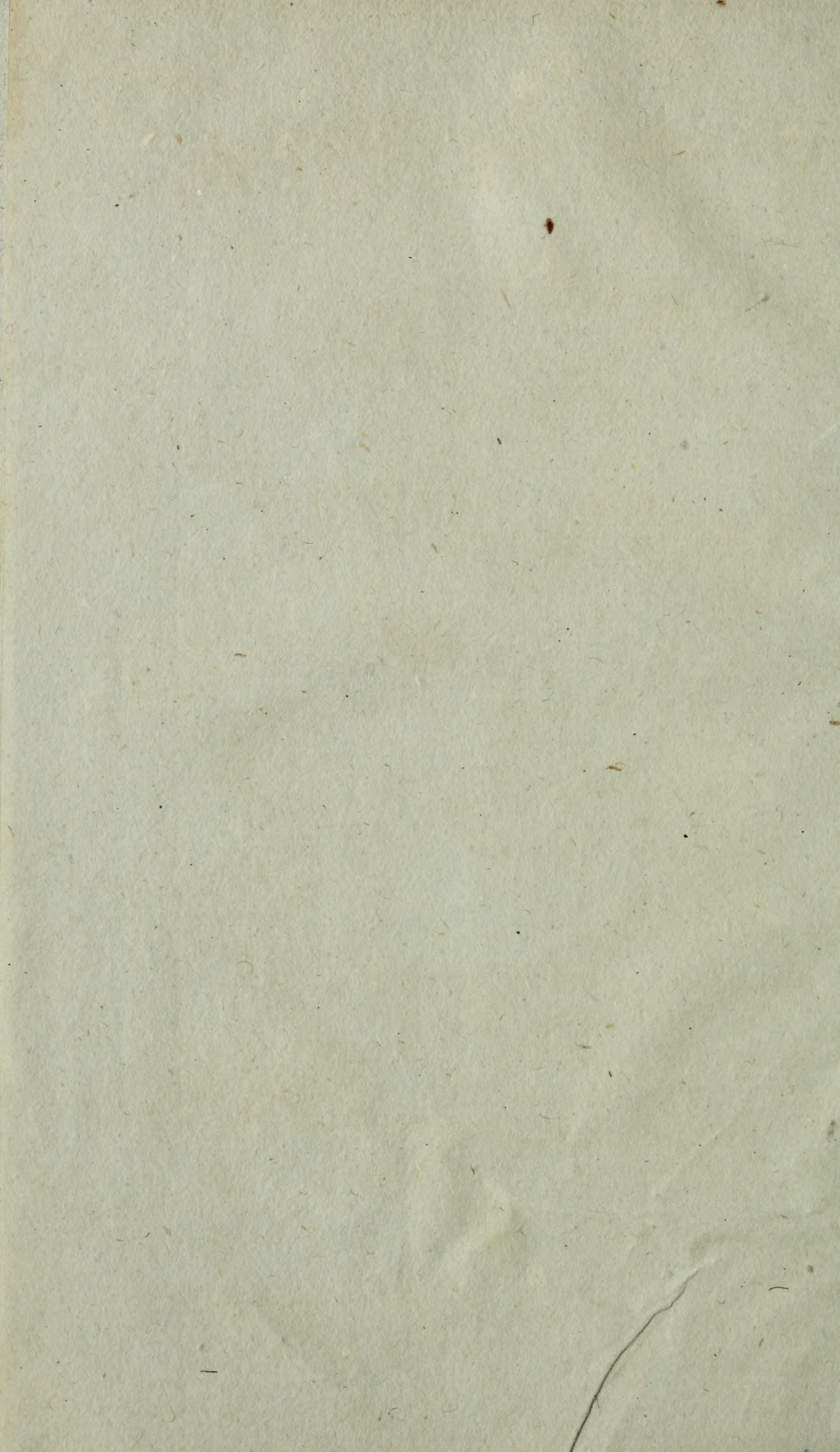






Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Zwey und zwanzigster Band.

Neue verbesserte Auflage.

Wien, 1822.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.



Dav: Weiss sc:

Kleine Erzählungen.

Von
Caroline Pichler,
gebornen
von
Greiner.

Erster Theil.

Wien, 1822.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Das Schloß im Gebirge.

An den Freyherrn

Emerich von Zay

und seine

Gemahlinn Marie

geborne Freyinn von Calisch.

Darf ich mit diesen Blättern mich euch nahen,
Gewebt aus goldner Zeit Erinnerungen?
Was damahls meine frohen Blicke sahen,
Was mächtig in die Seele mir gedrungen,
Was Gutes ich und Schönes dort empfahen,
Ich hab's in einen kleinen Kranz geschlungen.
Der Kranz soll euch der schönen Tage mahnen,
Die ich verlebt im Schlosse eurer Ahnen.

Ihr kennt die Thäler, kennt die grünen Höhen,
In denen dieser Dichtung Anfang lebt.
Die stolzen Trümmer habt ihr selbst gesehen,
Wo an der Waag die Königsburg sich hebt.
Was wahrhaft in der Väter Zeit geschehen,
Und ich in meiner Leyer Spiel verwebt,
Der Vorwelt kräftig ritterliches Walten
Wird sich vor eurem hellen Blick gestalten.

Doch tiefer wird's in eure Seele klingen,
Wenn sich das Lied der Heimath Bergen naht,
Wenn wir empor durch grüne Schatten dringen,
Wo hoch zum Bergschloß führt der krumme Pfad.

Wenn von dem Wappenschild die Töne singen,
Deß Räthsel noch kein Mund gedeutet hat,
Und von dem Todten in der Schloßgruft Hallen,
Der blutig von verwandter Hand gefallen.

Ihr werdet diese Bilder alle kennen,
Wie ich sie ordnend in den Kranz gereiht;
Die Tage könntet ihr, die Stunden nennen,
Wo ich mit euch mich hier und dort gefreut.
O ewig wird sie mir im Herzen brennen
Die liebliche, die schnell entflohne Zeit!
Dort sah ich euch im Kreise theurer Lieben
So mild wie Götter nichts als Gutes üben.

Nehmt denn, ein Denkmahl jener schönen Stunden,
Die Blätter jetzt aus meinen Händen an.
Ist bald des Winters strenger Zorn entschwunden,
Besteiget Helios die alte Bahn,
Und strömt der Silberbach, vom Eis entbunden,
Dann werden mir auch frohe Tage nahn,
Dann werd' ich wieder die geliebten Auen,
Und euch in eurer stillen Schöpfung schauen.

Das Schloß im Gebirge.

Der volle Mond stieg über die östlichen Berge des schönen Waagthales empor. Ruhe und tiefer Frieden lag über die Gegend, selbst in dem stolzen Trencsin, wo der Palatin Mathäus mit königlicher Pracht herrschte, war das Geräusch des lauten Lebens verstummt, die Stimme der Sänger und Lautenschläger schwieg, die Kerzen im hellerleuchteten Tafelsaale waren erloschen, die zahlreichen Gäste zur Ruhe gebracht; nur aus der Kirche des gegenüberliegenden Tempelhofes Skalka tönten die nächtlichen Hymnen der Ritter, die jetzt im Chor versammelt waren. Auch diese Gesänge schwiegen jetzt, und nun trat im hellen Strahle des Mondes ein Tempelritter aus dem Felsenthor hervor, ihm folgte ein hochgebildeter Jüngling. Eine Weile stand der alte Ritter nachdenkend still, dann winkte er dem Jüngling und sie setzten sich auf die stei-

nerne Bank an dem Vorsprungshäuschen, das hier zur Ruhe für die müden Pilger erbaut war. Schon seit einigen Tagen war im Tempelhofe dumpfe unruhige Bewegung gewesen, Imre hatte seinen Pflegevater nie so düster, so in tiefe Gedanken versenket, gesehen; doch, so sehr sein Herz ihn auch drängte, wagte er es nicht das feyerliche Schweigen zu stören, worein der Greis seinen Kummer geflissentlich zu hüllen schien. Jetzt aber hatte dieser ihn selbst gerufen, und zu einer unbelauschten Unterredung mit sich vor das Kloster hinaus geführt, wo unter ihnen das stille Waldthal lag, die Waag im Silberglanz des Mondes herströmte, gegenüber die Riesenschatten der festen Burg sich weit hinab über die Fläche streckten, und nur das Geräusch des dumpf rauschenden Bergstroms aus der Tiefe herauf die feyerliche Stille unterbrach.

Imre! sagte der Greis: Wir leben in einer schweren verhängnißvollen Zeit. Zwey Fürsten streiten sich um den Thron unsers unglücklichen Vaterlandes, beyde eingedrungne Fremdlinge, beyde dem wahren Vortheil der Nation fern und fremd. Zwischen ihnen hält der mächtige Palatin die Gerechtsame des Volkes und die heilige Krone fest. Ungarn kämpfen gegen Un-

garn, jene für den Franken Anjou, diese für Otto von Bayern. Vergeblich war es bisher, den entflammten Gemüthern den wahren Vortheil des Vaterlandes einsehen zu machen und sie unter die Fahnen ihres wahren Königs zu versammeln, der allein würdig ist die heilige Krone zu tragen, weil nur er mit ihr gekrönt worden ist, und allein im Stande zu behaupten, weil sein mächtiger Palatin Mathäus alles für ihn thun wird. Des Grafen von Trencsin Ansehn und Gewalt ist groß, ihm gehorcht das Waagthal zu beyden Seiten des Stroms, und seine Anhänger verbreiten sich hin bis in die fernen Berge, welche jenseits dieser Höhen und weiter dazwischen liegender Flächen ihr Haupt erheben. So ist nach meiner Ueberzeugung das Recht und die Klugheit für Wenceslaus von Böhmen, und ich wäre bereit ihm meinen Arm zu leihen, wenn nicht —

Hier hielt Andreas ein, und ein schwerer Seufzer schwellte seine männliche Brust.

»Wenn nicht?« wiederhohlte Imre mit ahnender Besorgniß.

Es ist keine Zeit mehr, hub der Templer nach einer kurzen Pause an, dir mein Sohn ein Geheimniß aus einem Unglück zu machen,

das uns längst von fern, durch die Klügsten des Ordens wohl vorgesehn und berechnet, bedroht hatte, und jetzt, Dank sey es den listigen Bemühungen des geldgierigen Philipps von Frankreich, ausgebrochen ist. Unser Orden steht auf dem Puncte aufgehoben zu werden.

»Aufgehoben? Der Tempelrorden? Die Stütze der Christenheit?«

Das waren wir. Das dürfen wir mit Stolz vor der ganzen Welt behaupten. Aber die Zeiten haben sich geändert, mein Sohn! Jener fromme Eifer, der den Ungläubigen das Grab unsers Heilands und die heiligen Stätten, wo er gewandelt, entreissen wollte, ist erloschen; ruhig sieht die Christenheit und ihr Oberhaupt diese Länder im Besitz der Saracenen. Der Templer bedarf man nicht mehr, um die wehrlosen Pilgrime zu geleiten, unsre Reichthümer beneidet man uns, unsre Lehren und Gebräuche mißdeutet man, und dreht aus diesen Faden die Stricke, um uns ins Verderben zu reissen. Molay und die ersten der Brüder sind aus Cypern nach Paris vor ein Untersuchungs-Tribunal geladen; auch aus den andern Provinzen des Ordens wurden von den Aeltesten einige dahin vorgefordert. Ich bin von unserm

Capitel ernannt, mich im Nahmen unsrer Provinz hin zu verfügen; dich mitnehmen kann und darf ich nicht. Wir müssen scheiden.

O mein Vater! rief Imre: welches Wort!

Es ist hart, mein guter Imre! aber es ist unausweichlich, und so müssen wir es als Gottes Ausspruch in Demuth annehmen, und uns stillschweigend unterwerfen.

Ich war noch nie von euch getrennt, seit ihr mich aus dem Schutt der rauchenden Neustadt gerettet; laßt mich mit euch gehn!

Das kann ich nicht; ich darf dich in mein Loos, das vielleicht sehr dunkel werden wird, nicht verwickeln; auch bedarf das hartbedrängte Vaterland jetzt tapferer und treuer Arme. Widerstrebe nicht länger! Ich habe mit dem Palatin alles abgeredet, du gehst von mir in seine Hand über. Vertheidige seine Sache! Es ist die des Vaterlandes und des rechtmäßigen Königs. Nimmermehr würde mein Geist in der andern Welt Freude finden, wenn ein Franke, ein Prinz desselben Hauses, das jetzt das Verderben unseres Ordens sucht, oder der eingedrungne Bayer, auf den Thron des heiligen Stephan steigen, die geweihte Krone Ungarns tragen sollte.

Imre wußte noch manche Einwendung,

manche Ausflucht, die ihm die Möglichkeit, den geliebten Pflegevater nicht zu verlassen, eröffnen sollte. Andreas vernichtete sie alle mit guten Gründen und frommer Ergebung in das, was sich ihm als Willen der Gottheit zu verkündigen schien. Er hatte ja zuerst das eigne Vaterherz bekämpft, denn er liebte den Jüngling wie ein leibliches Kind; und nun forderte er dieselbe Kraft auch von dem Sohne.

Als der letzte König des Arpadschen Stammes, Andreas, vor vielen Jahren einen feindlichen Streifzug nach Österreich gethan hatte, um Kaiser Albrecht zu zwingen, ihm die Ortschaften wieder heraus zu geben, die dieser unter Ladislaus wüster Regierung dem Grafen von Güns entrissen und der Krone Ungarn nicht wieder erstattet hatte: begleiteten mehrere Tempelritter, und unter diesen Andreas Hommonay ihren Herrscher auf diesem Zuge. Sie drangen erobernd und verheerend bis Neustadt vor, das sich der eindringenden Übermacht widersetzte, aber zuletzt doch von einer tapfern Schaar unter Hommonay's Anführung mit Sturm genommen wurde. Die Einwohner

wehrten sich mit verzweifelndem Muth auf den brennenden Trümmern die ihr Blut zum Theil löschte; aber sie mußten den immer heftiger eindringenden Ungarn weichen, und bald verbreiteten sich diese in den noch unversehrten Häusern, um theils Schätze, theils Obdach und Pflege zu suchen. Unter diesen letzten war Hommonay selbst. Er ward verwundet von den Seinigen in ein Haus gebracht, die Bewohner waren entflohen, aber in einem Gemache noch wilder Lärmen. Einige raubsüchtige Cumanen schalteten hier in Schreinen und Kisten, und auf der Schwelle einer verschlossenen Thüre, die in ein inneres Zimmer zu führen schien, lag ein sterbendes oder todtes Kind. Hommonay's Herz war bewegt, er schalt die wilden Räuber, er trat zu dem Kinde, er ließ es aufheben, es war ein bildschöner Knabe von ungefähr acht bis zehn Jahren, der aus einer tiefen Kopf-Wunde blutete. Ein Säbel, der neben ihm lag, und seiner kleinen Hand entfallen zu seyn schien, deutete auf Selbstvertheidigung. Hommonay erkundigte sich, es war so. Beym Eindringen der Cumanen waren die Weiber des Hauses entflohen, der Knabe hatte sich zur Wehr gesetzt, er hatte die geschlossene Thür

vertheidigt, ein einziger Hieb raubte ihm Kraft und Bewußtseyn. Dann hatten ihn die Barbaren hülflos liegen lassen, denn ihre Raubsucht fand genug Sättigung in dem, was dieses Gemach ihnen both. Aber Hommonay trieb sie von dannen, er ließ, noch ehe er gestattete nach seinen Wunden zu sehen, das heldenmüthige Kind verbinden, es erhohlte sich bald, und sein erster wild herum irrender Blick schien geliebte Wesen zu suchen.

Seine erste ängstliche Frage war nach seiner Eörse und ihrer Mutter. Niemand wußte etwas von ihnen, sie wurden gesucht, aber nirgends im ganzen Hause gefunden. Der Knabe fing laut an zu jammern und zu weinen. Seine Wunde bekümmerte ihn nicht, er wollte hinaus, er wollte die Geliebten suchen, aber Blutverlust und Erschöpfung warfen ihn auf das Lager zurück. Auf Hommonay's Befehl wurden diesen und den folgenden Tag überall Nachsuchungen angestellt; sie blieben vergeblich, und als die Nachricht einlief, Kaiser Albrechts Schaaren nahten von Wien herüber, da brach alles in wilder Hast auf. Hommonay, noch kaum hergestellt, mußte das zerstörte und unhaltbare Neustadt mit seinen Krie-

gern schleunig verlassen, aber sein geretteter Knabe sollte ihn begleiten. Mit großer Sorgfalt wurde er, so schonend als möglich, fortgebracht, und als sie wieder auf Ungrischem Boden Halt machten, war des guten Ritters erste Sorge nicht für sich, sondern für sein Pflegekind.

Bald erhohlte sich der Knabe; die Wunde auf seiner Scheitel heilte, aber die seines kleinen treuen Herzens noch lange nicht. Mit Thränen und Klagen gedachte er immer der guten Frau, die seine Kindheit treu und liebevoll gepflegt, und der geliebten Spielgefährtinn, deren Bild ihn überall begleitete. Die Frau war nicht seine, aber Eörsen's Mutter gewesen. Wie er zu ihr gekommen, wer seine Ältern gewesen, wußte er nicht zu sagen, die Erinnerungen aus seiner frühsten Kindheit waren dunkel, und sein überströmendes Herz, die Unruhe seines Wesens ließ ihn zu keiner ordentlichen Erzählung kommen. Das nur konnte Hommonay aus abgebrochenen Schilderungen und halbdunkeln Erinnerungen sich zusammensetzen, daß Imre und Eörse, wie ihre Vornahmen zeigten, wahrscheinlich aus einem edlen Ungarischen Hause stammten. In

Imres unzusammenhängenden Berichten wurde eines prächtigen Schlosses und zahlreicher Dienerschaft erwähnt, und einer schönen blassen, traurigen Frau, die ihn innig geliebt, an der auch er mit warmer Neigung gehangen, die aber längst todt war. Eines Vaters gedachte er nie, doch schien ein feindliches Schicksal zerstörend in das Leben dieser Familie gegriffen und die beyden Frauen mit ihren Kindern aus Ungarn nach Österreich getrieben zu haben.

Mitleid und jene Vorliebe, mit welcher bessere Seelen immer den Gegenstand ihrer Wohlthaten umfassen, hefteten bald Hommonay's Liebe auf den verlassenen Knaben, der in der weiten Welt Niemand hatte, dem er angehörte, dem sein Daseyn lieb gewesen wäre, als den guten Tempelritter. Des Knaben Gemüth, wie es sich nach und nach entfaltete, rechtfertigte und erhöhte diese Neigung zu väterlicher Zärtlichkeit. Es war ein seltsames Gemisch von Weichheit und trotzigem Muth, von Wildheit und zartem Gefühl in diesem Herzen, und die unauslöschliche Anhänglichkeit an die Gespielinn seiner Kindheit, die keine Jahre lange Entfernung, keine Veränderung seines Schicksals zu schwächen vermochte, diese tiefe innige Fä-

higkeit zu lieben, erweckte manche Besorgniß im Gemüthe seines Pflegevaters. Oft in den Augenblicken, wenn er über das Schicksal seines Pfleglings nachdachte, und seine eigene, von frühen Entsagungen und Schmerzen durchzogene Jugend, hell vor seiner Seele ward, schien es ihm am besten, wenn Imre, was er selbst gethan, in dem Tempelorden eine Freystatt vor den Stürmen und Schmerzen des Lebens suchen, an die Welt, die ihn doch nie befriedigen würde, keine Ansprüche machen, und seinen Arm, wie sein geistiges Streben, dem Himmel und der Ausbreitung des Glaubens weihen möchte, welcher in einem Land, das damahls noch großen Theils von Heiden bewohnt war, wohl kräftiger Stützen bedurfte. Aber so lange auch die Zeit, seit Imre Eörsen verloren, und so gering die Wahrscheinlichkeit war, sie je wieder zu finden, konnte er sich doch nicht entschließen, durch ein voreiliges Gelübde seine liebsten Hoffnungen gewaltsam zu vernichten, und einer dunkeln Erinnerung zu widerstreben, die dämmernd in seiner Seele lag, daß jene schöne blasse Frau, die er so schmerzlich beweinte, ihm einst gesagt habe, Eörse und er seyen füreinander bestimmt, um ein gewaltsam zerris-

senes Familienband neu zu knüpfen, und begangene Unthaten zu sühnen.

Zahllose Nachforschungen wurden in dieser Hinsicht, nachdem Frieden- und Freundschaftsbündnisse die Länder beruhigt und offenen Verkehr zwischen Ungarn und Österreich möglich gemacht hatten, von Hommonay und später von Imre selbst in Neustadt und seiner Umgegend angestellt. Sie blieben alle fruchtlos, und Imre konnte sich's nicht mehr bergen, daß es Thorheit wäre, sich noch länger mit Hoffnungen des Wiedersehens zu schmeicheln, wo die furchtbaren Begegnisse in einer von wilden Feinden erstürmten Stadt so viele Möglichkeiten anbothen, wie Mutter und Tochter, durch Schwert, Flammen, oder das Elend der Gefangenschaft ums Leben gekommen seyn konnten. Nach und nach gewöhnte sich seine Seele an dieses schmerzliche Entsagen, aber mit ihm war auch ein Entsagen auf jedes andere ähnliche Verhältniß verbunden, und er war schon halb entschlossen, das Kreuz zu nehmen, als die Ereignisse und Untersuchungen, welche den Orden trafen, Hommonay selbst, wenigstens für jetzt, von dem Gedanken entfernten, seinen

Liebling in eine Gesellschaft treten zu lassen, die jetzt von so großen Gefahren bedroht war.

Bey diesen Umständen, und als der Ruf des Großmeisters ihn nach Paris beschied, fand er es am gerathensten, Imre dem Grafen von Trencsin zu übergeben, und darum hatte er nach dem Chor den Jüngling heraus zu der ernsten Unterredung beschieden. In Imre's Herzen wallte ein unendlicher Schmerz auf, die Thränen schwollen in seinen Augen, aber er war Krieger. Hommonay ging ihm mit dem Beyspiel männlicher Standhaftigkeit vor. Er bezwang das blutende Herz, und empfing den Segen seines geliebten Vaters zu dem Eintritt in's selbstständige Leben mit tiefer Bewegung, aber mit anscheinender äußrer Ruhe.

Am nächsten Morgen war der Gang nach Trencsin beschlossen. Der Palatin Mathäus empfing den Tempelherrn mit der Achtung, die er seinem Stande, wie seiner Persönlichkeit schuldig war, und nahm mit Freuden das werthe Geschenk seines Zutrauens an, das er ihm in dem hoffnungsvollen Jüngling machte. Dann schied Hommonay, und Imre trat in des Palatin's Dienste, und erwarb sich bald durch seine Denkart zu Hause, so wie durch seinen

Muth im Felde, seine und seiner Anhänger Achtung.

Viele Monathe waren hingegangen. Aus Frankreich kam keine Nachricht von Hommonay, wohl aber sprach das Gerücht von den strengen Untersuchungen, die dort über die Glieder des Tempelordens verhängt wurden, von den entsetzlichen Lastern, deren man sie beschuldigte, von den halb freywilligen halb erzwungenen Aussagen der Ritter, und welches Gericht ihnen überall drohe. Mit schwerem Herzen hörte Imre diese Kunden, und suchte im Getümmel der Schlachten, die er unter Graf Mathäus Fahnen gegen Carln von Anjou kämpfte, Betäubung für seinen Schmerz und Befriedigung seines Hasses gegen das Blut der französischen Könige. Aber Carl's Anhang mehrte sich in Ungarn; aufgeschreckt durch den päpstlichen Bann, gewonnen durch List oder Eigennutz, traten viele Große und Häupter der Kirche auf seine Seite über, und bald stand der Palatin Mathäus, die Grafen von Güns und der Woywode von Siebenbürgen, beynahe allein für die ältern Rechte der Nation. Den-

noch wurde von ihnen der Krieg mit so viel Kraft und Nachdruck geführt, daß bey einem plötzlichen Überfall Carl Robert selbst und der päpstliche Legat sich in Ofen nicht mehr sicher glaubten, und aus der bedrohten Hauptstadt nach Preßburg flüchteten, späterhin das Gebieth des Erzbischofes von Gran von Matthäus Schaaren verwüstend überfallen wurde, und nun der König selbst schon lange mit seinem ganzen Heere vor dem festen Saros lagerte, in welchem sich des Grafen von Trencsin Feldhauptmann Demeter, mit eben so viel Klugheit als Entschlossenheit vertheidigte. Doch nach und nach fing es an, ihm am Mundvorrath zu gebrechen, er sah den Zeitpunkt herannahen, wo er sich bey ungeschwächter Kraft der Besatzung aus Furcht vor dem Hungertode würde ergeben müssen. Die Mannschaft fing bereits zu murren an, sprach erst leise, dann lauter von Übergabe, und Demeter sandte in dieser dringenden Noth einen vertrauten Bothen auf heimlichen Wegen zum Palatin, um ihn von der mißlichen Lage der Festung zu benachrichtigen.

Die Streitkräfte der Grafen waren bey Gran und in der Gegend von Ofen beschäftigt, er mußte anders woher Hülfe herbeyrufen, um

das bedrängte Saros zu retten. Imre hatte sein Vertrauen gewonnen, er konnte sich nicht bloß auf seinen tapfern Arm, er konnte sich auch auf seine in manchem Feldzuge erworbene kriegerische Kenntnisse verlassen. In der Berg-Reihe, die sich hinter Trencsin durch die weite Fläche hinabstrecket, und unter denen der Rokos vor allem das Riesenhaupt erhebt, wohnte auf seiner Felsenburg Ugrocz der mächtige Szillaghy. Ihm gehorchten die Ortschaften am Gebirge selbst, und sein Ansehn hielt die Bewohner der Fläche in Gehorsam und Treue gegen den Palatin Matthäus. Dorthin sollte Imre nun so schnell als möglich eilen, Szillaghy's Hülfe auffordern, und mit ihm und den Mannen, die ohne Zweifel in bedeutender Zahl zusammen kommen würden, vor Saros erscheinen, um es zu entsetzen, ehe es Carl Robert gelänge, diesen wichtigen Platz durch Hunger in seine Gewalt zu bekommen.

Imre gehorchte freudig. In kurzer Zeit war der trennende Raum zurückgelegt. Er näherte sich bekannten Gegenden, er sah die Fluthen der hellen Waag, er sah von fern das stolze Trencsin; aber er eilte fort durch die Berge, und bald lag wieder eine weite Fläche vor ihm.

Der Abend nahte, in seinen goldnen Schein erblickte er an der Stirn einer ihrer blauen Hügelreihen die Burg Szillaghy's, wie sie ihm der Palatin beschrieben. Bald hoffte er die Feste zu erreichen; aber die Sonne sank hinter ihm hinab, leichter Nebel stieg aus den zerstreuten Dörfern empor, die Verschiebungen der Hügel entzogen seinem Blick die Burg, er fing an unschlüssig über den Weg zu werden, den er zu nehmen hatte, um sie zu erreichen. Er sprengte hin und her, jetzt war er am Fuß der Berge selbst, aber sein Pferd erlag der Ermattung. Mitleidig stieg er ab, gab es einem Landmann in Verwahrung und stieg einen Berg hinan, von dem er nach richtiger Überlegung glauben konnte, daß er von ihm aus die Burg und den nächsten Weg, der dazu führte, entdecken müßte.

Steil und mühsam zu ersteigen war der jähe Bergrücken, von allen Seiten nahmen ihn dichte Wälder in ihre Schatten, und noch immer erschien das Schloß nicht. Jetzt war der Gipfel erreicht, der Wald öffnete sich, und auf einmahl stand, zwar noch in beträchtlicher Entfernung, das stolze Gemäuer vor ihm. Schroffe, mit dunkeln Buchen bewachsene Felsen umringten es schützend auf drey Seiten, und bo-

then nur auf der, von welcher es dem Jüngling erschien, durch eine niedrige Senkung einen freyen Anblick dar. Von hieraus gegen die Fläche stand es unbedeckt. Aber zwischen der Burg und dem Platze, auf welchem Imre stand, lag noch manche Schlucht und manche Höhe, und die Sonne war bereits verschwunden. Da gewahrte er einen Hirtenknaben der mit den wehmüthigen Klängen eines Volksgesanges hinter seiner Heerde den Berg hinab schlenderte. Imre rief ihm zu, der Knabe sah empor, der Anblick des gewaffneten Kriegers hoch über ihm erschreckte ihn, er wollte fliehen, da sprach ihm Imre freundlich zu, der Hirte faßte Muth, stieg näher und des Jünglings Züge flößten ihm Zutrauen ein. Imre fragte um den nächsten Weg nach Szillaghy's Schloß. »Dahin wollt ihr heute noch? Es ist sehr weit und der Gang beschwerlich.« Thut nichts, erwiederte der Krieger: vor Mitternacht erreichen wir es doch. Der Knabe hatte den neuen Bekannten liebgewonnen, er versorgte seine Heerde, und machte sich mit Imre auf den Weg.

Seine Warnung war nicht vergeblich gewesen, die Entfernung war groß, der Pfad mühsam. Längst war der letzte Tagesstrahl in

Westen verglommen, ein Stern nach dem andern trat aus der blauen Tiefe des Himmels hervor, der Weg der einsamen Waller ging an den niedrigen Hütten eines armen Dorfes vorbey, dessen Einwohner schon im Schlaf begraben lagen, und verlor sich nun in der gänzlichen Finsterniß dichter Bäume, deren Gezweig beynahe die Erde berührte. Auf einmahl hieß der Knabe seinen Begleiter aufsehen, und jetzt stand die Burg auf ihrem Felsenthron majestätisch vor ihm, aus der tiefen Nacht der umringenden Felsen und Wälder im Dämmerlicht der Sterne weißlich hervorblickend. In einem einzigen Fenster war Licht, dort wachte wohl Szillaghy bey nächtlicher Lampe über die Lage der gegenwärtigen Umstände nachsinnend; denn der Hirt bedeutete Imre, daß dort des Burgherren Schlafgemach sey. Unter finstern Waldesschatten, oft den Pfad mit den Händen suchend, klommen sie den Berg hinan, und wie der Weg sich um denselben wand, erschien die Burg bald rechts bald links über ihnen. Jetzt standen sie am Schloßgarten, der Hirtenknabe nahm eine Pfeiffe aus der Weidetasche und ließ einen halben Ton vernehmen. Auf diesen Laut öffnete sich ein Pförtchen am Schloßthor, der Schein

einer Leuchte fiel in die Nacht hinaus, und bestrahlte in wunderlicher Hellung die Gebüsche, die am Rand des Grabens nickten, und Imre's blinkende Rüstung. Wer ist da? rief eine rauhe Stimme. Der Knabe und Imre gaben Antwort. Wartet! erscholl die Stimme. Das Licht verschwand, die Thüre verschloß sich, und beyde standen in der Nacht, die das Verschwinden der augenblicklichen Helle noch finsterer machte. Endlich vernahmen sie wieder Tritte und Stimmen mehrerer Männer, die Zugbrücke sank schwer rasselnd nieder, aus dem Pförtchen schlüpften drey Geharnischte, der Jüngling trat zu ihnen, er gab seine Sendung an, und forderte mit Szillaghy zu sprechen. Nach mancher Frage, manchem heimlichen Gespräch der Bewaffneten, das von Mißtrauen und Behuthsamkeit zeugte, führte man ihn durch enge Höfe und Treppen in ein weites hohes Gemach, von dem Schein einer einzigen Kerze dürftig erleuchtet. Hinter einem Tische erhob sich eine lange Gestalt mit tiefen Zügen, welche buschige Augenbraunen und ein dichter halbgrauer Knebelbart noch finsterer beschatteten. Es war Szillaghy. Er trat dem Bothen des Palatins entgegen, starrte ihn an, wich unwillkührlich einen Schritt

zurück, schien sich zu fassen, und hieß ihn mit finsterer Miene sprechen. Imre erstattete seinen Bericht; seines Hörers Gesicht wurde immer düsterer. — Und euch sendet mir der Palatin in einer so hochwichtigen Angelegenheit? antwortete er endlich, nachdem Imre schon eine Weile geschwiegen und auf Szillaghy's Gegenrede geharrt hatte: Hat er keine Männer mehr an seinem Hofe, daß er Knaben solche Aufträge vertrauen muß? Imre's Unwille loderte auf; er schlug an seinen Säbel. Der Knabe ist Mann und Ritter genug um eine Ungezogenheit nicht zu dulden, rief er: Wenn der Palatin mir vertraut, so muß sein Bothe auch euch recht seyn. Diese Antwort entflammte Szillaghy's Zorn, er stieß einige heftige Worte aus, und Imre stand im Begriff in eben dem Tone zu antworten; aber Einer von den Gewaffneten, die ihn hereingeführt, winkte ihm begütigend, und sagte, Imre's Hand ergreifend: Ihr werdet der Ruhe bedürftig seyn, edler Herr! Kommt, ich führe euch in euer Gemach. Imre schoß einen funkelnden Blick auf Szillaghy, in seinem Herzen entzündete sich ein tiefer Haß gegen diesen Mann, er wandte sich ohne Gruß, und folgte seinem Führer.

Draußen, als sie entfernt genug waren, um nicht gehört zu werden, sagte dieser: Laßt euch den unfreundlichen Empfang des Burgherrn nicht befremden, und kehrt euch nicht an seinen auffallenden Unmuth! Er gilt nicht eurer Person, oder wenigstens nicht euch allein. Seine Gemüthsart, die nie sanft war, ist seit einer gewissen Periode noch viel düsterer geworden, und es leidet vielleicht Niemand mehr dabey als er selbst.

Mag er immer unglücklich seyn! rief Imre: Zur Ungezogenheit gibt ihm dieß kein Recht. Das ist nicht zu läugnen, erwiederte der Gewaffnete: aber ihr seyd jung und Szillaghy ist alt und gemüthskrank, das mag euch Schonung einflößen. Nun lebt wohl, hier ist euer Schlafgemach.

Der Mann, dessen ganzes Äußere dem Jüngling Achtung gebothen, öffnete hier die Thüre, ließ Imre in das Zimmer treten und ging. Das Gemach lag weit von den Zimmern des Burgherrn entfernt, der Weg dahin war über Höfe, Gänge und Treppen gegangen, alterthümliche Pracht herrschte darin, Tische, Stühle, Betten von künstlich eingelegter Arbeit, und Silbergeräthe, wohin er blickte, zeigten von dem

Reichthum und der Gastlichkeit des Hauses, auf einem Tisch stand sein Abendbrot und köstlicher Wein im schweren goldenen Becher.

Imre blickte umher. Schon mehrmahl, wie er dem Gewaffneten durch die Gänge und Zimmer gefolgt war, und jetzt auch hier, schien es ihm, als sey ihm das Alles nicht ganz fremd, als habe er einst ähnliche Gemächer, ähnliche Einrichtungsstücke gesehen. Er ging überall umher, er besah alles. In einer Nische, in welcher ein Bethpult stand und darauf ein aufgeschlagenes Psalterium in lateinischer Sprache mit hellfarbig und goldenen Anfangsbuchstaben zierlich geschrieben lag, hing ein kleines Bild unserer lieben Frau mit dem Kindlein im Arm. Es war ein herrliches Miniatur-Gemählde, eine unbekannte Rührung hielt seine Blicke fest, dunkle Erinnerungen aus seiner ersten Kindheit fingen an, in ihm aufzuwallen, jene schöne blasse Frau, die er so oft beweinte, fiel ihm ein. Rief das Bild ihm die Züge zurück? War es die Mutterzärtlichkeit, mit der diese Maria auf ihren Knaben blickte, und die ihn, den früh Verlassenen, schmerzlich an ein Glück mahnte, das er nie gekannt? Er fühlte sich innig bewegt, er konnte beynahe nicht weg von

dem Bilde, und zuletzt kniete er nieder, verrichtete sein Abendgebeth mit brünstiger Andacht, und empfahl dem Vater aller Verlassenen die Seelen seiner früh entrissenen Ältern. Dann stand er auf und überließ sich der Erquickung eines sanften Schlummers.

Am Morgen weckte ihn ein Getöse. Es waren Bewaffnete, die über die donnernde Brücke in den Hof ritten. Imre trat an ein Fenster, das in's Freye führte. Welche unermeßliche Aussicht öffnete sich hier vor seinem Blicke, indeß rechts von ihm die Felsenkluft sich schroff und steil unter das Schloß hinab senkte, um auf der entgegengesetzten Seite wieder mit ihren Steinklippen und einzelnen Buchen emporzusteigen, den Ausblick hier eben so eng beschränkend, als er dort in's Unendliche sich verbreiten konnte! Die Sonne trat über den Bergrücken herauf, der das Schloß gegen Morgen umgab, ihre Strahlen rötheten die Felsengipfel, und erhellten die ferne Ebene. Die Vögel in den Zweigen erwachten, in der Burg wurde es allmählich laut, es kamen immer mehr Fremde, die Imre über die Fläche heranzieh'n sah; denn Szillaghy hatte noch in der Nacht Bothschaft an seine Vasallen geschickt. Sie

eilten herbey, die Befehle ihres Lehensherrn zu vernehmen, bereit mit ihm zu ziehn, wohin er sie zu führen für gut finden würde. Schon waren sie im großen Saale versammelt, als jener Gewaffnete, der gestern ihn in sein Schlafgemach geleitet hatte, hereintrat, um ihn zu Szillaghy zu entbiethen. Er nannte sich. Es war Nikolaus Slatinay, einer der ersten Lehensmänner Szillaghy's, sein alter Waffengenoß und Jugendgefährte. Auch er verweilte mit bewundernden Blicken auf des Jünglings Zügen, und fragte um seinen Nahmen. Imre erröthete: Mich hat der Prior des Tempelhofes in Skalka, Andreas Hommonay erzogen, ich kenne weder meine Ältern, noch das Geschlecht, aus dem ich stamme. Übrigens, fügte er nach einer Pause trotzig hinzu, führe ich mit meines Pflegevaters und König Andreas Bewilligung den Nahmen Hommonay.

Nikolaus fuhr fort zu forschen, indeß sie den Weg bis zum Versammlungssaale zurücklegten. Imre antwortete offen. Er hatt' nichts zu verbergen, auch war etwas in Slatinay's Art zu fragen, das nicht beleidigte, das von Wohlwollen und einer geheimen Theilnahme herzurühren schien.

Sie waren noch nicht fertig mit ihren Erkundigungen, als sie an der hohen verschnitzten Thür des Saales standen. Zwey Edelknaben, in Szillaghy's Farben gekleidet, die Wache hielten, öffneten sie ehrerbiethig auf Slatinay's Wink. Er ließ Imre vortreten, und als dieser im vollen Licht des Morgens, das um die jugendlichen Wangen und die freundlichen dunkeln Augen spielte, in den Kreis der Ritter mit edlem Anstand eintrat, da sah man Szillaghy sich abermahls entfärben, und manches Anwesenden Blick ruhte wohlgefällig, manches forschend auf dem hochgebildeten Zögling des braven Hommonay, von dem das Gerücht schon manches verkündet hatte, und den seine Sendung ehrenvoll in diesen Kreis einführte. Er schilderte mit kurzen Worten den Zustand der Dinge, und seine klare Ansicht, sein Eifer hatte bald die meisten Anwesenden von der Nothwendigkeit einer schleunigen Hülfe überzeugt. Nur Szillaghy allein blieb finster und still; doch weigerte er seine Einwilligung nicht, vielmehr gab er die nöthigen Befehle und hieß Imre mit gezwungener Höflichkeit bis dahin in seinem Schloß verziehn. Dann sollten

sie alle aufbrechen, um Saros so bald als möglich zu erreichen.

Der Abend kam nach einem lauten Tage. Im Innern der Burg war Alles in Bewegung, um sich für den morgigen Aufbruch zu bereiten. Die Knechte packten die Vorräthe, Reisige putzten ihre Waffen, Andre hatten in den Ställen zu schaffen, die meisten Gäste waren schon früh heimgekehrt, um auch zu Hause ähnliche Anstalten zu treffen; Szillaghy hatte sich in seine innersten Gemächer verschlossen. Imre fühlte sich ganz einsam, und wenn ein wehmüthiger Zug ihn innerhalb der Mauern dieses Schlosses festhielt, trieb ihn des Burgherrn Betragen, das sich im ersten Augenblick so feindlich gegen ihn ausgesprochen hatte, daraus fort. Er war vor das Schloßthor getreten, und blickte gedankenvoll über die Gegend im goldnen Abendglanz hin. Hier war alles so friedlich und still! Alle theuren Erinnerungen seiner Vergangenheit traten in ihm hervor, die Jugendgespielinn, die schöne blasse Frau, deren Andenken ihm seit gestern so lebhaft geworden war, sein vereinzeltes Daseyn, die Ungewißheit über Andreas,

Schicksal, von dem er seit Jahren nichts gehört, alles dieses ergriff ihn mit mächtigem Gefühle, und er streckte die Arme in wehmüthiger Sehnsucht, wie nach einem geliebten Wesen aus, dem er angehöre, das er sein hätte nennen mögen. Da hallte es von nahenden Tritten, und im trüben Licht der sinkenden Dämmerung klomm ein Mann den letzten Felsen-Hügel vor dem Schloß hinan. Es war Slatinay. Keine Erscheinung hätte Imre in diesem Augenblicke willkommener seyn können; dieser Mann hatte schon gestern sich ihm in freundlicher Aufmerksamkeit genähert, hatte diesen Morgen sich auf eine so wohlwollende Art nach seinen Schicksalen erkundigt. Sie grüßten sich, das Gespräch war bald im lebhaften Gang. Szillaghy's sichtbarer Unwille gegen den fremden Jüngling war Jedermann im Schloße kund geworden, und Imre sprach unverhohlen davon.

Ich kann mir das wohl erklären, sagte endlich Slatinay, und ich muß gestehen, es hat auch mich befremdet. Wisset — er stand bey diesen Worten auf, und sah über sich, ob an den Fenstern des Schloßes oder sonst in der Nähe Niemand horchen könne — wisset, fuhr er leise

fort, indem er sich nahe bey Imre setzte: ihr seht einem Menschen auffallend ähnlich, dessen Bild, ja dessen bloße Erinnerung für Szillaghy seit langem etwas erschreckliches hat.

Ich? fragte Imre erstaunt.

»Es ist wohl nur ein Spiel der Natur, aber ihr tragt die Züge seines ältern Bruders Iwan.»

Und diese Erinnerung könnte einem Bruder schrecklich seyn?

Slatinay zuckte die Achseln: Es ist eine grauenvolle Geschichte; indessen, was das Gerücht damahls sagte, und die Welt muthmaßte, ohne darüber so unterrichtet zu seyn wie ich, kann ich euch wohl auch anvertrauen.

Dieser Szillaghy hier, Franz genannt, ist der jüngere von zwey höchst ungleichen Söhnen desselben Vaters. So sanft Iwan war, so rauh und finster bildete sich des Jüngeren Gemüth aus. Hier auf dieser Burg trieben wir als Knaben unser Wesen. Ich war mehr bey meinem Iwan als zu Hause bey meinen Ältern, und diese sahen meine Freundschaft mit dem Sohne unsers mächtigen Lehensherrn gern. Nach dessen Tode wurden die Güter getheilt, Iwan als der ältere, als der Bessere, daß ich es nur sage, erhielt die Burg nebst dem, was

zu ihr gehört; und schon dieß warf einen Zunder des Neides und Mißvergnügens in Franzens Seele, die jedem Eindruck solcher Art nur zu offen stand. Bald darauf vermählten sich die Brüder. Iwan's Herz hatte längst im Stillen gewählt; die fromme und schöne Tochter eines benachbarten Ritters, der seinem Kinde aber außer seinen Tugenden und einem edlen Nahmen nichts hinterlassen konnte, war noch bey seines Vaters Lebzeiten der heimliche Gegenstand seiner ersten Liebe gewesen. Des Vaters Ehrgeiz würde diese unbedeutende Heirath nie zugegeben haben, und Iwan war ein viel zu guter Sohn, um seinen Vater durch einen solchen Schritt zu kränken. Jetzt gab ihm der Tod desselben die Freyheit, und er führte die tugendhafte schöne Jungfrau als Gattinn auf diese Burg hierher, lebte im stillen Glück mit ihr, und nichts fehlte ihrer Zufriedenheit als die Geburt eines Erbens. Ihre Ehe blieb eine Weile kinderlos.

Franz hatte ebenfalls nicht gezögert; aber sein hochstrebender Geist, der in der Austheilung der väterlichen Güter sich ohnedieß ungerecht verkürzt glaubte, trieb ihn an, die reiche Erbinn eines mächtigen Hauses zu wählen,

die, bey gutmüthiger B^schränktheit, weder kör=
perliche noch geistige Vorzüge besaß. Sie gebar
ihm eine Tochter im ersten Jahre ihrer Ehe,
aber sein Herz wandte sich bald von ihr, oder
eigentlich, sie hatte es nie besessen, und Franz
suchte die Freuden, die ihm seine Frau und
sein Haus nicht bothen, außer demselben
in wilden Zerstreuungen, wozu ihm das große
Vermögen seiner Gemahlinn die Hülfsmittel
both. Mit seinem Bruder lebte er nicht in Feind=
schaft, aber in kalter Förmlichkeit. Sie sahen
sich nur am dritten Orte. Iwan fühlte diese
Spannung sehr schmerzlich, und als endlich sei=
ne Helena ihm einen Sohn gebar, und dieses
frohe Ereigniß mit den gewöhnlichen Feyerlich-
keiten begangen werden sollte, konnte er sich's
nicht versagen, eine herzliche Einladung an sei=
nen Bruder zu schicken, indem er hoffte, dieses
für ihr ganzes Haus glückliche Ereigniß werde
ihm des Bruders Gemüth in freundlichem Ge=
fühl versöhnen. Die Einladung ward angenom=
men. Franz erschien mit seiner Gemahlinn in
großer Pracht. Ein anscheinend gutes Verhält=
niß herrschte zwischen den Brüdern. Die Taufe,
welche der Bischof von Neitra in eigner Per=
son verrichtete, geschah mit Glanz und Feyer=

lichkeit; eben so glänzend und freygebig bewies sich der erfreute Vater in der gastlichen Bewirthung unzähliger Freunde und Fremden, und eben so vieler Pilger und Armen, welche Einladung, herzliche Theilnahme, oder Hoffnung auf Unterstützung in diesen frohen Tagen auf Ugrocz versammelte.

Die Wöchnerinn war etwas angegriffen, und nicht im Stande, Besuche zu empfangen. Außer Ludmillen, ihrer Schwägerinn, die ihr auf den ersten Besuch durch die Liebe und Sorgfalt, welche sie ihr bewies, bekannt und lieb geworden war, durfte Niemand ihre Zimmer betreten. Am dritten Tage verloren sich die Gäste, es ward stille in der Burg, Helene hatte mehr Kräfte gewonnen, sie vermochte es, sich ein wenig schmücken zu lassen, und ihren Schwager, dessen Benehmen und Denkungsweise ihr von jeher Furcht eingeflößt hatte, zum ersten Mahle zu sehen.

Iwan führte ihn selbst bey ihr ein. Der edle Freund war in diesen seligen Tagen, die alle seine billigen Wünsche erfüllt hatten, nichts als Wohlwollen und Freude. Helene war schön, die Bläße ihrer Wangen, und die Mattigkeit, die noch über die schlanke, zarte Gestalt

ausgegossen war, erhöhten den feinen Reiz dieses holden Bildes. Franz Szillaghy trat an ihr Lager — und blieb betroffen stehn. Die höflichen Redensarten, auf die er sich bereitet hatte, erstarben auf seinen Lippen, sein Blick haftete starr auf der reizenden Gestalt, er stammelte einige Worte, und erfüllte durch dieses Benehmen Alle, die seinen störrischen Sinn kannten, mit heimlicher Furcht. Ach, Furcht hätten sie wohl empfinden mögen! Seinen Zorn gegen Helenen hätten sie nicht zu fürchten gebraucht.

Helene mit ihrer unbeschreiblichen Holdseligkeit redete ihn an. Der Ton dieser leisen Stimme, der Sinn ihrer Worte, die Anmuth der jungen Frau, alles vereinigte sich, ihrer Rede einen nur zu willigen Eingang in das Herz ihres Schwagers zu verschaffen. Kurz — was soll ich euch lange mit dem Wachsen und furchtbaren Zunehmen einer unglückseligen Leidenschaft hinhalten, die in dem wilden Herzen, in welches der verderbliche Funke gefallen war, nur Verwüstung und Fluch entzünden konnte? — Franz Szillaghy entbrannte in glühender Liebe für die Gemahlinn seines Bruders. Von nun an schien der Groll gegen Iwan er-

loschen, er betrug sich gefällig gegen ihn, und voll Aufmerksamkeit gegen Helenen; denn er konnte liebenswürdig seyn, wenn er wollte. Es fehlte ihm, wie Ihr selbst noch jetzt in seinem Alter werdet beurtheilen können, weder an Adel der Gestalt, noch an Kenntniß ritterlicher Sitte, die er am Hofe Kaiser Albrechts und an dem Philipp des Schönen, wo er einige Zeit zugebracht, erlernt hatte. Iwan in seinem arglosen Herzen war hochvergnügt über diese Veränderung, er kam dem versöhnten Bruder mit doppelter Liebe entgegen, und that Alles, was er ersinnen konnte, um den schönen neuen Bund zu befestigen.

Niemand ahnete Arges, Niemand, außer mir und derjenigen, die der heimliche Gegenstand aller dieser Bestrebungen war, und die ihr zartes Gefühl die plötzliche Veränderung nur zu richtig deuten, und ihres Schwagers Aufmerksamkeiten, seine brennende Liebe bemerken und verstehen lehrte. Sie machte die Furcht stumm, ihren Gemahl aus einer wohlthätigen Täuschung aufzuschrecken, und den Saamen — nicht der Zwietracht, — sondern des Hasses zwischen die Brüder zu säen. Mich hielten gleiche Betrachtungen von einer unmittelbaren Eröff-

nung ab; doch suchte ich auf verschiedenen Wegen bald des jüngern Bruders zu häufige Besuche auf Ugrocz zu hindern, bald sein Alleinseyn mit Helenen auf alle Weise zu vereiteln. Nie sprach die reine hohe Seele mit mir über dieß Verhältniß, doch hatten wir uns verstanden, und sie schien meine Bemühungen dankbar zu erkennen und zu unterstützen. So gingen einige Monathe hin, Franz Szillaghy kam dem Ziele seiner strafbaren Wünsche um nichts näher, Helene behandelte ihn freundlich, achtungsvoll, aber kalt. Dieß Betragen, statt ihn abzuschrecken, entflammte seine Gluth noch mehr, und ließ ihn zuweilen sogar der nöthigen Vorsicht vergessen. Die Flammen, welche seine Brust verheerend erfüllten, brachen hier und da sichtlich hervor, und man mußte so edel, so in völliger Herzensreinheit keines Mißtrauens fähig seyn, wie mein Iwan, um hier auch jetzt noch nichts zu bemerken.

Auch die arme Ludmille fing an, mehr zu sehn, als für ihre Ruhe gut war. — Hatte sie ihren Gemahl durch übelangebrachte Vorwürfe noch mehr gegen sie, die er nie liebte, gereizt? War es Absicht — Zufall? Kurz, es hieß um diese Zeit, Franz habe ein Gelübde nach Ma-

ria-Zell gemacht, seine Geschäfte und Gesundheit erlaubten ihm aber nicht, es in eigner Person zu entrichten. So mußte Ludmille das kostbare Geschenk hinbringen, für ihren Mann Opfer und Andacht entrichten, und ihr kleines, kaum dreyjähriges Kind mitnehmen. Auf der Rückreise nun riß beym Herunterfahren über einen der steilen Berge etwas an dem Fuhrwerk, die Pferde waren nicht mehr im Stande den Wagen zu halten, er stürzte in einen Abgrund, und Mutter und Kind gingen zu Grunde. Szillaghy beobachtete den äußern Anstand der Trauerzeit, und war von nun an beynahe ein beständiger Gast hier bey Iwan, oder vielmehr bey Helenen.

Jetzt endlich öffneten sich auch Iwans Augen, und er entdeckte den Abgrund, an dem er stand. Sein Zorn flammte auf. Je länger, je argloser er getraut hatte, je empörender kam ihm die Verrätherey seines Bruders vor, und ob er gleich Helenen zärtlich liebte, entging doch auch sie dem Sturm nicht ganz, der in seinem, zu Liebe und Vertrauen geschaffenen und so arg mißbrauchten, Herzen um desto heftiger wüthete. Zwar gelang es Helenen, ihn zu besänftigen, er glaubte an ihre Treue, an ihre

Liebe für ihn; aber sein Bruder war schöner als er, er kam ihm gewandter, liebenswürdiger vor, er sah jetzt deutlich seine sinnig feinen Bestrebungen, seine anziehende Aufmerksamkeit für den holden Gegenstand, der auch ihm so reizend erschien, und er konnte sich nicht mehr in jene stille Zuversicht wiegen, die ihn vorher so tief beseligt hatte. Seine Ruhe war dahin, und der Frieden aus dem Umkreis dieser Mauern entflohen. Helenens Betragen war auch nicht mehr unbefangen, seit sie wußte, daß ihr Geliebter jedes ihrer Worte, jeden ihrer Blicke beobachtete, und daß seine allzubescheidene Liebe so geneigt war, sie nachtheilig für sich zu deuten. — Franz fühlte die Änderung ihres Benehmens, und legte sie kühn zu seinen Gunsten aus, er scheute sich weniger, besonders nach Ludmillens Tode, seiner Schwägerinn die Gluth, die ihn verzehrte, selbst vor Iwans Augen zu zeigen. Allerley unangenehme Auftritte folgten, die nie recht einigen Bruderherzen verbitterten sich auf's Neue gegen einander, es entstand sehr oft lebhafter Wortwechsel, den Helenens besänftigende Gegenwart, oder mein Dazwischentreten nicht immer befriedi-

gend schlichten konnte, und einst — o mein Gott! wenn ich dieses Abends noch gedenke!

Ich saß allein zu Hause, mein Weib und meine Kinder schliefen schon im anstoßenden Gemach. Es war ein stürmischer Spätherbsttag, wo Regen mit Schnee vermischt vom Sturm getrieben an meine Fenster schlug, und von ferne tönte das Heulen der Wölfe durch die Finsterniß. Eine bange Unruhe hatte sich meiner bemächtigt, ich vermochte weder in dem Legendenbuch, das vor mir lag, zu lesen, weder mich zur Ruhe zu begeben, als auf einmahl schnelles Rossestraben durch die stille Nacht erscholl, und man an meinem Hause pochte. Ich ging hinaus. Todtenbleich stand der alte Almus, Iwan's treuster Diener vor mir. Um des Heilands willen, was gibt's? rief ich; denn mich faßte ein grausiges Ahnen. Gnädiger Herr! stieß der Alte unter Zähnklappern hervor: Kommt schleunig nach Ugrocz! Es ist ein großes Unglück geschehen! Ich nhbe ein Pferd für Euch mitgebracht. Sitzt nur in Gottesnahmen sogleich auf, und kommt mit! Ich that, wie Almus sagte. Ich warf den Pelz über, gab meine Befehle, und wir ritten in Sturm und Nacht hinaus. Hier erst erfuhr ich die entsetzliche Kunde.

Franz war wieder auf der Burg gewesen, obwohl vor einigen Tagen ein heftiger Auftritt zwischen ihm und Iwan vorgefallen war, bey dem sich die Gemüther erhitzten, aber der eigentliche Grund ihres Zwiespalts dießmahl so wenig als bey den frühern Erörterungen berührt worden war. Seitdem hatte er sich nicht sehen lassen. Heut aber war er in Sturm und Regen triefend angekommen, von einer Wolfsjagd auf dem Rokos, wie er sagte. Er war nicht gesonnen gewesen, in Ugrocz einzusprechen; Nacht und Unwetter hatten ihn dazu gezwungen. Mein edler Iwan empfing ihn, alles Vorhergegangenen ungeachtet, mit anständiger Höflichkeit. Es war ja sein Bruder! Er hatte mit ihm unter Einem Herzen gelegen! Aber er sandte Helenen, die mit ihrem Spinnrade an seiner Seite gesessen hatte, wie Franz eintrat, hinab, um das Nachtmahl zu besorgen für den unvermutheten Gast. Franz fühlte dieß, was, Gott weiß, mit, oder ohne Absicht geschehen war, mit grimmigem Unmuth. Ein mürrisches Wesen setzte sich in beyden Brüdern fest, wie sie so im hohen, halb nur erhellten Zimmer am runden Tisch einander gegenüber saßen. Die Knechte, welche ab und zugingen,

den Tisch zu beschicken, hörten, wie zuerst einzelne Worte fielen, dann Stichreden; dann begann ein Streit. Aber Helene trat ein, mit ihr die Diener, die das Abendessen und die Humpen brachten. Die Männer schwiegen, man setzte sich zu Tische. Was weiter vorfiel, wußte Almus nicht zu sagen; nur hatten die Knechte vor der Thür die Männer heftig streiten, und die Frau zuweilen mit bittender Stimme dazwischen reden gehört. — Plötzlich geschah ein Fall. Franz Szillaghy, mit verstörter Miene, über und über mit Blut bespritzt, riß die Thür auf, und schrie nach Hülfe. — Iwan lag am Boden in seinem Blute, Helene ohnmächtig vom Stuhle herabgesunken. Mord! Mord! rief der Diener, der der Erste eintrat. Ihn traf Szillaghys Klinge: Schurke! Wenn ein solches Wort deinen Lippen entfährt, so bist du des Todes! Die Knechte schwiegen erschrocken, und bemühten sich, den Entseelten in's Leben zu rufen. Es gelang nicht. — Ach, meinen guten Iwan hatte der Todesstoß getroffen, und die arme, unglückliche Frau lag noch in dumpfer Bewußtlosigkeit, als wir in Ugrocz eintrafen. Iwan, so hieß es, hatte das große Messer ergriffen gehabt, um einen Krug

Wein zu öffnen, der auch zerschmettert, nebst dem blutigen Stahl, an seiner Seite auf dem Boden lag; dieser war an dem glatten Geschirre abgeprallt, und ihm in die Brust gefahren. So erzählte Szillaghy, und weh dem, der etwas anderes zu erzählen, oder auch nur zu muthmaßen gewagt hätte! Ich eilte zu dem geliebten Todten. Er lag noch mit finster gerunzelter Stirn, den Ausdruck des Zorns in den sonst so sanften Zügen, die eine Hand geballt, die Kniee schmerzhaft empor gezogen, aber schon ganz starr und kalt auf dem Bette eines Knappen, wohin man ihn in der Eile getragen hatte. Jeder Versuch, ihn in's Leben zurück zu rufen, den ich unter tausend Thränen machte, blieb vergebens. Franz hatte sich eingeschlossen, und sprach mit Niemand. Helene erhohlte sich aus einer Ohnmacht, um in eine andere zu fallen. Mit anbrechendem Morgen ritt Szillaghy hinweg, uns Unseligen die Sorge für den Todten und die Todtkranke lassend; aber er hatte verkündet, daß er in Kurzem wieder kommen würde, um alle Anstalten zu treffen, die der Sterbefall nothwendig mache, und nach seiner Schwägerinn zu sehen.

Ich bestattete meinen Freund unter dem

lauten Weinen seiner Diener und seiner Unterthanen mit aller Pracht, die ihm gebührte, in der Gruft der Schloßkapelle, und, wunderbar! noch jetzt, nach achtzehn Jahren hat keine Verwesung sich dieser reinen Hülle genähert, seine Züge sind noch zu erkennen, und noch zeigen Miene und Stellung von dem Zustand seines Gemüthes im Augenblicke seines Todes, und klagen den Brudermörder laut an *).

Was sagt Ihr? rief Imre bestürzt: Brudermord! Sollte es möglich seyn, was mir furchtbar geahnet?

»Es ist nur zu gewiß, obgleich nie die Stimme der Anklage sich über eine so gräuliche That zu erheben wagte, nie die öffentliche Gerechtigkeit sich gegen den Mörder waffnete. Er bleibt der Hand des allwissenden Gottes und dem Richter in der eignen Brust überlassen, der ihn denn auch von Zeit zu Zeit gewaltsam erschüttert. Jede öffentliche Rüge schlugen seine Macht, seine Verbindungen mit dem gewaltigen Palatin Matthäus und die Verwirrung nieder, in

*) Ein solcher Todter, ebenfalls von der Hand eines Verwandten ermordet, liegt in der Gruft der Schloßkapelle auf der alten Burg Ugrocz.

der sich das Vaterland befindet. Aber ich blieb bey Helenen, und als sie am dritten Tage so weit zu sich kam, daß sie ihr Unglück klar erkennen, und sich auf das, was geschehen, besinnen konnte, erfuhr ich von ihr die entsetzliche Geschichte: wie die beyden Brüder schon während des Mahles in unaufhörlichem Streite sich immer mehr erhitzt, und Franz zuletzt, von unseliger Leidenschaft und zu viel genossenem Weine entflammt, das Messer in seines Bruders Brust gestossen.«

»Daß Helene mir diesen Bericht nur mit unendlichen Schmerzen und einer gänzlichen Zerrüttung ihres Wesens machen konnte, begreift Ihr leicht; aber ich begriff auch, daß, wie elend ihr Zustand auch immer seyn mochte, der, in welchem sie sich befinden würde, wenn erst ihr Schwager wieder zurückkehren, Besitz von dem Eigenthum seines erschlagenen Bruders, und nach der wüthenden Gluth, die ihn erfüllte, auch von seiner Gemahlinn würde nehmen wollen, noch viel elender seyn müßte. Ich stellte ihr das vor, sie erkannte die Gefahr, und schleunige Flucht ward verabredet. Die Kraft, womit dieses so zarte Wesen sich hier zusammen nahm, um die Schwäche der Krankheit und den Schmerz,

der sie zusammendrückte, zu besiegen, war bewundernswürdig. Alles wurde in der Stille bereitet; auf das Burggesinde war sich zu verlassen, es hing treu an der Frau ihres geliebteren Herrn, und zitterte vor Franzens Herrschaft. Der treue Almus führte sie bey Nacht zu mir. Ich wollte nicht als Theilnehmer ihrer Flucht erscheinen, um mir, was ich für ihr und ihres Sohnes Bestes vielleicht noch wirken konnte, bey Franz, der nun doch einmahl mein Lehensherr wurde, nicht zu verscherzen. Hier ruhte sie einen halben Tag; dann setzten wir die Reise nach Österreich fort, wo sie weitläufige Verwandte hatte, und Szillaghy's Gewalt sie nicht erreichen konnte. Almus blieb bey ihr und ihrem Söhnlein. Mein Auge hat sie nie wieder gesehn. Sie starb, ehe dieser das fünfte Jahr vollendet hatte, und auch von ihm, so wie von dem alten Almus habe ich nie wieder Kunde erhalten können. Aber seit gestern — hier hielt Slatinay inne, und sah den Jüngling forschend an — Herr von Hommonay! Ihr sagt selbst, daß Ihr die Urheber Eures Lebens nicht kennt, Ihr habt mir von der schönen, bleichen Frau erzählt, deren Ihr Euch aus den dunkeln Bildern Eurer ersten Jahre erinnert,

Ihr habt gestern, wie Ihr sagtet, das Frauenbild in Eurem Schlafgemach mit sonderbarer Rührung betrachtet. — Diese Mutter Gottes hat zufällig wirklich Ähnlichkeit mit der edlen verstorbenen Herrin dieser Burg. Eure Züge rufen mir den geliebten Jugendfreund lebhaft zurück. So, wie Ihr, hielt er die lange, schlanke Gestalt, so, wie Ihr, pflegte er aus den freundlichen Augen zu blicken, und selbst der Klang Eurer Stimme gleicht der seinen. Daß diese Ähnlichkeit nicht auf einer Täuschung meiner Einbildungskraft beruht, kann Euch das Entsetzen bestätigen, mit welchem Szillaghy denjenigen gestern vor sich erscheinen sah, der ihm in allen seinen Zügen und Bewegungen den erschlagenen Bruder zurückrief.«

Imre schauderte, und doch ergoß sich ein süßes Gefühl durch sein Inneres. Wenn Slatinay richtig geahnet hatte? Wenn er jenes geflüchtete und so lang verlorene Kind war? Und hier hatten seine Ältern gelebt, hier hatte er das Licht erblickt, und in dem Umkreis dieser Mauern ruhten noch die Reste des geliebten Vaters! Er war außerordentlich bewegt, und bath Slatinay, ihn, wenn es anginge, noch diese Nacht in die Gruft zu führen, und

ihm die Gestalt desjenigen sehen zu lassen, dem er vielleicht das Leben verdankte.

Slatinay reichte ihm die Hand. Das soll geschehen, sagte er: aber wir müssen warten, bis Szillaghy und Alles in der Burg zur Ruhe ist. Das böse Gewissen ist unruhig und argwöhnisch. Der Eingang zur Gruft ist geschlossen, und so lange Szillaghy wacht, darf sie ohne seine Erlaubniß Niemand betreten. Doch will ich mir die Schlüssel dessen ungeachtet verschaffen; und ich hohle Euch, wenn es Zeit ist.

Mitternacht war vorüber. Imre ging mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab. Eine heftige Unruhe erschütterte ihn. Iwan's Sohn in der Burg seines Mörders, ihm von seinen Ältern, von allen seinen Ansprüchen Nichts übrig, als die Ähnlichkeit der Bilder, und die vor achtzehn Jahren versunkene Gestalt seines Vaters, die er nun — nun gleich in grauenhafter Umgebung sehen sollte!

Die Thür öffnete sich. Slatinay, mit schweren Schlüsseln in der Hand, trat ein. Eine schmale, enge Treppe führte sie aus dem

Stockwerke, worin sie waren, hinab zur Schloß-kapelle. Slatinay öffnete. Die stille Flamme einer ewigen Lampe erhellte dürftig das kleine Gewölb, von dessen Seiten, halb nur sichtbar in der Dämmerung, die Bilder der Apostel, mit frommem Sinn und roher Kunst gemahlt, herab blickten. Imre kniete am Hochaltar vor dem geschnitzten Frauenbilde nieder, das mit dem Kind auf dem Arm ihn freundlich anlächelte. — Ach, so hatte vielleicht seine kaum gekannte Mutter ihn oft angesehn! — Indessen hatte Slatinay eine Fackel an der Lampe angezündet, und in der Mitte des Gewölbes das Schloß, das einen schweren Stein mit Ketten an den Fußboden festhielt, aufgesperrt. Er winkte dem Jüngling. — Bleich und geisterhaft starrten diesen die tiefen Züge seines Führers in der Beleuchtung der Fackel an. Keiner von ihnen sprach. Stumm stieg Slatinay, die Leuchte in der hocherhobenen Rechte, voraus, eben so stumm, aber unter gewaltigen Herzensschlägen, folgte ihm Imre. Viele Särge standen zu beyden Seiten, in der Mitte quer herüber ein einzelner, dessen Deckel nicht fest lag. Slatinay winkte Imre. Sie hoben ihn herab. — Da lag Iwans edle Ge-

stalt, unberührt vom Grauen der Verwesung, bleich, starr, aber auch jetzt noch schön. Die zürnende Miene, die geballte Faust zeugten noch jetzt von der Art seines Todes. Imre sank nieder, von heiliger Rührung überwältigt. Es war seines Vaters Gestalt! Das sagte ihm eine innere Stimme. Und so sah er ihn zum ersten Mahle! Jetzt schämte er sich der Thränen nicht, die ihm unaufhaltsam flossen, indem er die Lippen auf diese kalte Todtenhand drückte. Slatinay ihm gegenüber hielt die Fackel empor. Auch ihm schlichen langsame Tropfen über die alternde Wange. Auf einmahl sprang Imre entsetzt auf, starrte den Todten an, und — kniete langsam wieder, gleichsam seiner Regung sich schämend. Was habt Ihr? fragte Slatinay dumpf. Es war wohl nur Täuschung, erwiederte Imre: Mich hatte es in der unsichern Beleuchtung gedünkt, als lächle mir der Todte zu. — Slatinay schwieg schaudernd. Imre stand nicht auf, und lag lange über den geliebten Vater gebeugt. Endlich erhob er sich langsam, legte die eine Hand auf die Wunde des Ermordeten, die andere auf seinen Säbel, blickte ernst zum Himmel empor, und winkte Slatinay. Sie ließen leise den Deckel auf

den Sarg nieder, und entfernten sich, ohne zu sprechen.

An der Zimmerthür Imre's angekommen, reichte Slatinay ihm schweigend die Hand, der Jüngling sank an seine Brust — zum Reden waren beyder Herzen zu voll, — dann schieden sie.

Kurz darauf erwachte der erste Tagesstrahl. Im Schloßhof regte sich das Leben, der Wächter stieß in's Horn, die Vasallen, die Parteygenossen erschienen nach einander im Schlosse, während unten in den Windungen des Thales und auf der Fläche ihre Schaaren sich weithin schimmernd verbreiteten. Auch Imre ließ sich waffnen, kein Schlaf hatte diese Nacht sein Auge besucht, sein Blick war düster, schwere Gedanken bewegten sich in seiner Brust, und wunderbar sprachen nach dem, was er diese Nacht erfahren, die Mauern und Gemächer des Schlosses ihn an. Jetzt ertönte Szillaghy's Heerhorn, die Krieger sammelten sich. An ihrer Spitze, finster und schweigend, wie immer, und Imre's Anblick meidend, so viel er konnte, zog Szillaghy den Bergpfad hinab. Un-

ten ordneten sich die Haufen unter seiner Leitung; ihm schwebte, wie ein düsteres Gestirn, der Kriegsruhm vor, den der Entsatz von Saros ihm bringen sollte, und im schnellem, unentdecktem Zuge ging es auf die bedrängte Veste los.

Sie waren schon sehr nahe, als Carl Robert Kunde von ihrer Annäherung erhielt. Schleunig hob er die Belagerung auf, und zog mit seinen Schaaren fort; denn diesem Heere fühlte er sich nicht gewachsen, wenn, wie zu vermuthen stand, auch Demeter aus der Stadt herausfallen, und ihm in den Rücken kommen sollte. Eilig führte der König sein Heer an der Trocza hinab, sich mit den getreuen Zipsern zu vereinigen. Demeters Schaaren verließen die hartbedrängten Mauern, vereinigten sich jubelnd mit den rettenden Freunden, und Demeter schlug nun im Kriegsrath vor, dem König, dessen Rückzug er für Flucht hielt, nachzueilen und ihn vollends zu vernichten *).

Hier entspann sich lebhafter Streit. Szillaghy war nicht dafür, den König zu verfolgen, und eine höchst vortheilhafte Stellung zu

*) Geschichtlich.

verlassen, um das ungewisse Glück einer Schlacht zu wagen. Auch Imre, so feindlich sein Herz sich bey Szillaghy's Anblick ihm in der Brust bewegte, fühlte sich durch seine Überzeugung gedrungen, seine Meinung zu unterstützen; aber die kampflustige Mehrzahl und Demeters feurige Rede rissen die Übrigen hin, und die Schlacht wurde beschlossen.

Szillaghy fügte sich ungern; doch hoffte er durch den Oberbefehl über das ganze vereinte Heer, da die Haufen, welche er herbeygeführt, bey Weitem die zahlreichsten waren, sich für jenen Widerspruch entschädigt, und so wenigstens in der Anordnung und Führung der Schlacht das Schicksal des zweifelhaften Tages einigermaßen in seine Hand gelegt zu sehn. Aber auch diese Befriedigung seines Ehrgeizes sollte ihm versagt seyn. Demeter war älterer Feldhauptmann, er wies die Pergamente vor, die ihm vom Grafen von Trencsin den Oberbefehl über alle seine Heere in dieser Gegend auftrugen. — Jetzt empörte sich Szillaghy's Gemüth, und er erklärte kurz, daß er mit allen seinen zum Entsatz herbeygeführten Truppen aufbrechen, und Demeter und Saros ihrem Schicksale überlassen wolle. Diese Erklärung entflammte einen

wilden Sturm. Wie zwey Gewitter standen auf einmahl zwey erbitterte Parteyen sich gegenüber, jene, welche mit Demeter dem Szillaghy und seinen Anhängern Bundbrüchigkeit und Verrath vorwarfen, diese, welche mit ihrem düstern Anführer von geflissentlicher Hinopferung des ganzen Heeres und unmäßigem Ehrgeiz sprachen. In diesem Sturm behielten nur Slatinay und Imre die stille Fassung. Ihnen gelang es, der Wahrheit und der guten Sache Bahn in dem aufgeregten Kampf der erbitterten Gemüther zu verschaffen, und endlich Alle dahin zu vereinigen, daß zwar die Schlacht Statt haben, aber Szillaghy mit Demeter gemeinschaftlich den Plan entwerfen, und jeder den Haufen wählen sollte, den er selbst in der Schlacht zu führen gesonnen sey.

So war denn der Angriff beschlossen, und alle Anstalten zum schleunigen Aufbruch getroffen. Bald hatten sie den zurück ziehenden König erreicht, und sahen nicht ohne Verwunderung und Unmuth von einer Anhöhe herab sein Heer im Rosczgoner Thale in schönster Ordnung aufgestellt und bereit, den angreifenden Feind zu empfangen *).

*) Geschichtlich.

Die Trompeten erklangen, die Schaaren stürmten auf einander los. Szillaghy und Imre, obwohl ihr Sinn nicht mit bey dieser Entschließung der Mehrzahl gewesen, stritten mit festem Muth in den vordersten Reihen. Der Kampf war blutig und hartnäckig. Viel ungarischer Adel sank zu beyden Seiten *). Imre drang auf den Fahnenführer des Königs ein. Sie kämpften wüthend. Zweymahl erschlafften des Trägers Arme, zweymahl faßte Imre nach dem königlichen Banner; aber jedes Mahl erhob sich der Verwundete wieder, und seine Streiche fielen hart auf des Gegners Helm und Schild, der auch schon aus mehrern Wunden blutete. Da drängte sich ein Ritter heran. Es war Slatinay, der seinen Liebling in Gefahr sah. Ein gewaltiger Streich stürzte den Fahnenträger sterbend vom Pferde, Imre erhob das eroberte Banner, Schrecken und Furcht bemächtigten sich der Königlichen, und viele seiner Edlen verließen Carl Robert **). Aber nicht Alle dachten so. Eine große Anzahl, unter ihnen die Söhne des in der Schlacht ge-

*) Geschichtlich.
**) Geschichtlich.

fallenen Grafen von der Zips, die Herren von Berzewiczy und andere hielten treu zu ihrem selbstgewählten Fürsten *). Unter das Panier der Johanniter sich reihend, die für den vom Papst ernannten König kämpften, da das ihrige in Feindes Hand war, erneuerten sie das sinkende Gefecht. Die Königlichen faßten wieder Muth, sie drangen in die Schaaren der Gegner, die sich allzufrüh einer stolzen Sicherheit überließen. Demeter wurde hart durch die Johanniter bedrängt, er fiel, sein Fall machte Viele muthlos. Ein neuer Kampf um die königliche Fahne begann **). Imre'n, schon früher verwundet, mangelte bald die Kraft, sie zu behaupten. Slatinay, von einer Lanze getroffen, schwankte auf seinem Streitroß. Die Fahne, oder den Freund! so kämpfte es in Imre's Brust. Er streckte den Arm nach Slatinay aus, in dem Augenblicke traf ein gewaltiger Hieb seinen Kopf, er sank bewußtlos vom Pferde.

---

*) Geschichtlich.
**) Geschichtlich.

Aus langer Betäubung erwachte Imre in dem Zimmer einer ihm unbekannten Burg. Fremde Gestalten standen um ihn. Er war auf dem königlichen Schloß in Ofen, wohin die Achtung des Königs den muthigen Kämpfer um die Fahne, in welchem er, als er die Wahlstatt umritt, noch Leben entdeckte, hatte bringen, und der Sorge seiner eignen Ärzte übergeben lassen. Er hatte viele Tage ohne Bewußtseyn zugebracht, und nur erst jetzt glaubten die Ärzte seine Wiederherstellung versichern zu können. Die Schlacht bey Rösczgon war für den Grafen von Trencsin uud seine Anhänger verloren, Demeter hatte seine Übereilung mit dem Leben gesühnt, Szillaghy nur mit vieler Mühe den Rest des Heeres durch die Gebirge gerettet, Slatinay war todt, er selbst gefangen! Alle diese Nachrichten gelangten, wie sein Bewußtseyn zurückkam, und er von den nachlassenden Schmerzen seine Aufmerksamkeit auf etwas Anderes richten konnte, zu seiner Kenntniß; aber sie dienten nicht dazu, ihm das Geschenk des erhaltenen Lebens wünschenswerth, und seinen Geist so heiter zu machen, als es der Arzt zu seiner Heilung wünschte.

Sie ging langsam vorwärts. Sein Herz

war verletzt, und zu den Leiden des gegenwärtigen Augenblicks gesellten sich alle trüben Erinnerungen der Vergangenheit, alle Qualen der Ungewißheit über sein Schicksal, das nun nach Slatinay's Tode ihm vielleicht auf immer verhüllt blieb. Die Wendung, welche die öffentlichen Angelegenheiten nahmen, war auch nicht darnach, ihn aufzurichten. Nach der Niederlage am Hernadflusse war die Macht des Palatin sehr geschwächt, und der Erzbischof von Colocza *), der sich schon vor einiger Zeit nach Siebenbürgen verfügt hatte, um durch Geld, Überredung und Drohung dem Woywoden die heilige Krone abzuhandeln, war triumphirend damit zurückgekehrt, und nun das Palladium des ungrischen Krönungsrechtes, auf welches der Palatin und seine Freunde ihre meisten Hoffnungen gebaut hatten — in den Händen der königlichen Partey. Nichts stand Carl Robert mehr im Wege, sich in Stuhlweissenburg nach herkömmlicher Sitte endlich zum dritten Mahle mit der wahren Krone krönen zu lassen, und somit jeden Einwurf gegen die Rechtmäßigkeit seiner Herrschaft zu entkräften.

*) Geschichtlich, wie der ganze Absatz

Überdieß waren Gesandte nach Österreich, an des Königs Vetter, Herzog Friedrich den Schönen, abgegangen, um die Macht dieses verwandten, tapfern und redlichen Fürsten um Hülfe und Zuzug aufzufordern, und man erwartete in Ofen nächstens die Ankunft desselben, dem bald der ganze streitbare Adel von Österreich und Steyermark folgen sollte, um dem, auch nach jener Niederlage noch immer furchtbaren Grafen von Trencsin seine Hauptfestung Comorn zu entreissen, und seine Macht dadurch ganz zu brechen.

Gern hätte Imre seinen Trübsinn darüber, wie über seine eigene Lage, in den Schatten der tiefsten Einsamkeit gehüllt, und wie oft sehnte er sich deßhalb mit wehmüthiger Sehnsucht nach den stillen Mauern von Skalka, wo seine erste Jugend so friedlich verflossen war, oder in das unvergeßliche Haus seiner Pflegemutter nach Neustadt, wo sein Herz in der Liebe und Theilnahme seiner ewig theuern und ewig verlornen Jugendgespielinn einen Trost gefunden haben würde, den er in dem Schimmer des Hofes und in der Aufmerksamkeit, welche Ritter und Frauen dem ausgezeichneten Kämpfer zollten, schmerzlich vermißte! Aber

es ward ihm vom Könige nicht vergönnt, sich in seinen Gemächern still zu halten, und mit seiner noch schwachen Gesundheit zu entschuldigen. Carl Robert wünschte den Ritter, der ihm in der Schlacht so bedeutend erschienen war, durch Auszeichnung aller Art an sich zu ziehen, und vielleicht der Partey des Palatin untreu zu machen. Daher durfte Imre bey keinem Feste, keinem Gastmahle fehlen, und der Feste und Gastmahle gab es viel an dem Hofe des in südlicher Pracht und Lebensfreudigkeit erzogenen Fürsten, der allen Glanz, alle feineren und verderbteren Sitten seines italienischen Himmels mit in dieß rauhere Land voll roher Sitten und einfacher Tugenden gebracht hatte.

War die Königsburg vorher laut und geräuschvoll gewesen, so ward sie es nun noch mehr, als Herzog Friedrich von Österreich mit seiner Schwester Agnes, der Witwe des verstorbenen Königs von Ungarn Andreas, und mit zahlreichem Hofstaate ankam.

Bald folgten auch viele edle Ritter aus Österreich und Steyermark. Die Burg war voll Menschen. Kriegszurüstungen und gesellige Freuden theilten sich auf wunderliche Art in die

Zeit des Königs, und bis alles zum Aufbruche des Heeres nach Comorn bereitet war, wollte man die flüchtigen Augenblicke genießen. Feste wechselten mit Festen, Turnier und Bankett, Mummerey und Ritterspiel folgten sich in bunter Reihe. Mancher freundliche Blick suchte Imre's Trübsinn zu verscheuchen, manches fröhliche Abenteuer kreuzte sich lockend auf seinen einsamen Pfaden; aber er mied, wie er konnte, den lauten Schwarm, und suchte in den entlegenen Gängen des königlichen Gartens, die sich am Abhange des Berges bis an's Ufer der Donau hinunterzogen, Erhohlung und Frieden. An einem Abend, wo ein festlicher Tanz die Säle der lauten Königsburg durchtobte, und Fackelschein und Musik, bis tief in die Gänge des dunkeln Gartens dringend, die Stille verscheuchten, in der Imre am wohlsten war, suchte er einen entfernten Platz, wo er, ungestört vom Geräusch, sich seinen Gedanken überlassen könnte. So gelangte er auf eine Terasse vor einem der äußersten Flügel des Schlosses, die vom hellen Lichte des Vollmonds schöner, wie es ihm dünkte, als drüben der schimmernde Tanzsaal erleuchtet war. Alles war hier still, die Gegend, so weit sein Blick sie

überschauen konnte, lag in tiefem Frieden; nur tönte das einförmige Rauschen der Donau von unten herauf, die hier am Fuße des Schloßberges majestätisch und breit dahinzog. Gegen ihm über in weiter, kaum zu erspähender Ferne erschienen mit dämmernden Umrissen die Berge von Trencsin und den nördlichen Gegenden. Dort, wo über der ungestümen Waag das stolze Trencsin sich erhebt, waren die frohen Tage seiner unbewußten Jugend hingeflossen, und dort, wo die kaum sichtbare Spitze des weitumschauenden Rokos sich ungewiß zeigte, dort in den Thälern, die ihn umringen, hatte vielleicht seine Wiege gestanden, hatten unglückliche nie gekannte Ältern ihn zum ersten Mahle gesegnet!

Er versank in stille Träume wehmüthiger Sehnsucht. Da tönte es hinter ihm wie leiser Saitenklang, nun, — und nun wieder. Die einzeln angeschlagenen Accorde reihten sich zu einer Weise. Imre wandte sich; aus einem Bogenfenster im untern Geschosse des Schloßflügels schien der Gesang zu kommen. Er horchte. Eine sanfte weibliche Stimme sang:

Endlich sinkt der Lärm des Tages,
Und wie das Geräusch verklinget,

Steigt die stille Nacht hernieder,
Die dem Müden Labung bringet.

O, wie wohl thut dieses Schweigen!
O, wie stillen sich die Schmerzen,
Schlummern alle scharfen Stacheln
In dem müdgequälten Herzen!

Dort bey Tanz, Bankett und Spielen,
Im Geräusch der lauten Feste,
Fühlt ein wund Gemüth sich einsam,
Sich verwaist im Schwarm der Gäste.

Niemand achtet seiner Trauer,
Niemand will es dort verstehen,
Fremd im fernen, fremden Lande,
Muß es weinend rückwärts sehen —

Rückwärts nach der Jugend Freuden,
Rückwärts nach der Kindheit Lande,
Wo mir glänzten holde Blicke,
Mich umschlangen süße Bande.

Neustadt! Allzeit treues Neustadt!
Ort der Sehnsucht, Ort der Träume!
Weinend blick' ich oft hinüber
Durch die öden, weiten Räume.

Und was würd' ich wohl auch finden?
Todt, zerstreut die theuern Lieben!
Lange Jahre sind vergangen,
Ich allein bin übrig blieben!

Der Gesang schwieg — noch ein Paar Saitenklänge — und nun verstummten auch diese.

Imre stand tief bewegt. Das waren seine Gefühle! So war auch ihm zu Muthe unter der lauten, fröhlichen Menge, und — nach Neustadt wies das wehmüthige Lied hin — nach Neustadt, wohin auch seine Erinnerungen so gern und oft zogen! Daß es kein Anderes, als das, was er meinte, seyn konnte, obwohl viele Wohnsitze diesen Nahmen trugen, überzeugte ihn der Beynahme der Allzeittreuen, der nur der Stadt vor andern zukam, die stets ihrem Herrscher mit Gut und Blut beygestanden, und in der Friedrich, der letzte Herzog aus dem Babenbergischen Stamme, Schutz vor des mächtigen Kaisers Angriffen gefunden.

Aber auf dem Flügel des Schlosses, aus dem der Gesang getönt hatte, wohnte die Königinn Agnes, eine Fürstinn von Österreich. O mein Gott! Wenn Cörse lebte! Wenn sie es wäre, die da gesungen! Er erschrack vor diesem Gedanken, wie er ihn ausgesprochen hatte. Welche Unwahrscheinlichkeit, ja beynahe welche Unmöglichkeit, wenn er Alles miteinander verglich, was damahls, als Hommonay ihn blutend in dem verödeten Hause fand, und seitdem geschehen! Dennoch hatte diese schwache Hoffnung so viel Reiz für sein Herz, daß alle

anderen Gedanken, alle Sorgen für Gegenwart und Zukunft aus seinen Augen schwanden, und alle Kräfte und Wünsche seines Wesens nur auf diesen Punct gerichtet waren.

Am andern Morgen war es sein angelegenstes Geschäft, die Sängerinn der Nacht unter der großen Anzahl von Edelfrauen und Jungfrauen, die aus Ungarn und Österreich jetzt in dem königlichem Schlosse versammelt waren, auszuspähen. Wie oft erblickte er Gestalten, die seinen dämmernden Bildern zu entsprechen schienen, und wie oft mußte er eine schmeichelnde Vermuthung als unstatthaft aufgeben! Es bildete sich ein aufreibender Wechsel von Furcht und Hoffnung in seiner Seele und hielt ihn ein Paar Tage durch in peinlicher Spannung, bis am dritten die Königinn Agnes bey einem feyerlichen Kirchgange mit allen ihren Frauen erschien. Er hatte seinen Platz so genommen, daß er sie wohl sehen konnte, und nun fesselte plötzlich eine Gestalt, die er sich noch nie erblickt zu haben erinnerte, seine Aufmerksamkeit. Es war eine Jungfrau von schlankem Wuchs, mit sinnigen Zügen, dunkeln, von langen Wimpern beschatteten Augen, in welchen sich jene sanfte Schwermuth spiegelte, die wohl das Lied

der Nacht eingegeben haben konnte — und zu solcher zarten Blüthe konnte sich auch wohl Cörsens Gestalt entfaltet haben. Das Mädchen sah nicht viel herum, ihre Augen waren entweder andächtig auf den Altar gerichtet, oder in stiller Sammlung in sich hineingekehrt. Aber jetzt mochten die jungen Herren des Hofes, und unter ihnen der fremde Ritter mit der hohen Gestalt, und dem Ausdruck des Leidens in dem blassen Gesichte, die Aufmerksamkeit der Jungfrauen, welche ihnen gegenüber in den schöngeschnitzten Chorstühlen knieten, erregt haben. Sie fingen an, unter sich zu flüstern, und Eine von ihnen neigte das Haupt an jenes schlanken Mädchens Ohr. Diese schien unwillig die unziemliche Störung zu ertragen; doch hob auch sie endlich das Auge. Imre wagte es in dem Augenblick ihm zu begegnen, er sah, wie es mit einer Art von Überraschung auf ihn geheftet blieb, und dann, von einem tiefen Seufzer begleitet, sich abwendend niedersank.

Dieser forschend trübe Blick kehrte verstohlen mehr als einmahl noch auf ihn zurück, und erfüllte seine Brust mit Zweifeln und kühner Hoffnung. Man verließ die Kirche. Er sah keine Möglichkeit, sich ihr ohne Unbescheidenheit

zu nähern. Man versammelte sich zum Gastmahle. Die schlanke Jungfrau erschien nicht. Gegen Abend schweifte Imre in den dunkelsten Gängen des Gartens umher, als Saitenklänge sein Ohr berührten. Ein frohes Gefühl durchbebte ihn, er folgte den Tönen, sie leiteten ihn in ein umbüschtes Rund, in welchem er durch die Blätter an einem Steintische eine Jungfrau, eine Laute in der Hand, mit dem Rücken gegen ihn sitzen sah. Auf dem Tische lagen Notenblätter aufgeschlagen, sie war beschäftigt, die Laute zu stimmen, und schien mit um die Schulter gewendetem Haupt lauschend die Reinheit der Töne zu prüfen. Das blonde schön gelockte Haar, das um den weißen Nacken spielte, das hellgelb seidene Gewand, das in reichen Falten die runden Arme, die ganze üppige Gestalt umfloß, Alles zeigte ihm bald, daß seine voreilige Hoffnung ihn getäuscht hatte. Aber die Jungfrau hatte ihn erblickt, wie sie sich nach den Klängen ihrer Laute gewendet hatte; er konnte sich unbemerkt nicht mehr entfernen. Sie stand auf, ihn freundlich begrüßend, indem sie ihn mit einem Tone, der ihn nur zu deutlich bleiben hieß, wegen seines Überfalls schalt. Imre stand verlegen, das Aben-

teuer war nicht nach seinem Sinn, und er im Begriff, den Scherz der Dame für Ernst zu nehmen, und sich zu entfernen, als eine zweyte Gestalt, die er nicht sogleich bemerkt hatte, sich von der andern Seite erhob, und, mit stummem Gruße gegen den Ritter, zu ihrer Freundinn trat.

Es war seine Unbekannte. Eine Purpurgluth überzog Imre's Gesicht. Auch die Jungfrau schien verlegen; aber ihre Gefährtinn wußte mit leichtem Scherz ein Gespräch einzuleiten, an welchem zwar jene nicht viel Antheil nahm, und doch schien es Imre, als spräche nur sie, als gehe alle Bedeutung der Unterhaltung nur von ihr aus. Durch das Gespräch und die kleinen Neckereyen der blonden Schönen erfuhr er nach und nach, daß seine Unbekannte Elisabeth heiße, daß sie selbst meisterlich spiele und singe, aber düster und menschenscheu wäre. Jede dieser kleinen Bemerkungen erhöhte Imre's stille Freude; denn Eörse war die vertrauliche Verkürzung von Elisabeth in der Sprache seines Vaterlandes, und jenes Lied zeugte ja sowohl von der Kunst als der stillen Schwermuth der Sängerinn.

Die Jungfrauen mußten jetzt scheiden, ihre

Gebietherinn erwartete sie. Imre verbeugte sich, um sich zu entfernen; aber die Lautenspielerinn wußte ihm ein Geschäft. Er sollte ihnen Lauten und Notenblätter nachtragen. Elisabeth sagte nichts hierzu; doch spielte eine sanfte Zufriedenheit in ihren Zügen, und freundlich unterhielt sie sich mit ihm auf dem Wege bis in's Schloß.

Nun war der erste schwere Schritt gethan. Imre konnte, ohne unbescheiden zu seyn, sich dem Edelfräulein der Königinn nahen. Er that es, so viel das Zartgefühl ihm erlaubte, und allmählich empfand er, wie auch Elisabeths Gemüth ihm näher kam, und auch sie bey seinem Anblick, seinen Reden lebhaftere und angenehme Regungen zu bewegen schienen. Er hatte nun im Gespräch bereits erfahren, daß sie wirklich einst in Neustadt gelebt, daß ein großes Unglück sie von dort vertrieben; und wenige Tage darauf, als Mummerey und Tanz die ganze Gesellschaft in den Sälen der Burg versammelte, und Imre, der daran keinen Antheil nehmen durfte, und Elisabeth, die ihr Sinn von dieser Art von Freude entfernte, sich bey einem vertrauten Gespräche zusammen fanden, öffneten sich endlich die Herzen; die Zwei-

fel, die Hoffnungen bekamen Worte — sie erzählten, sie fragten, und sie erfuhren endlich, was jedes längst geahnet und im stillen, tief aufgeregten Herzen mit warmer Neigung gehofft hatte. Es war Eörse, und Imre war ihr Spielgefährte, der holde, treue, wackere Knabe, an dem ihre Erinnerungen stets mit stiller Liebe gehangen, den sie überall vermißt, und überall beklagt hatte. Imre erzählte ihr sein Schicksal von dem Augenblicke an, wo er, um mit kindischem Muthe seine Pflegemutter und Eörse zu vertheidigen, an der Schwelle der verschlossenen Thür blutend niedergesunken war, bis auf den Moment, wo er sie gefunden, und er hörte, daß Eörsen's Mutter und sie, nachdem sie sich in die innern Gemächer geflüchtet, auch dort durch die raubbegierigen Soldaten waren vertrieben worden, und so, von Winkel zu Winkel sich rettend, voll Angst um das Schicksal des zurückgelassenen Knaben, endlich Abends eine Zuflucht bey einem armen Tagelöhner fanden, der zuweilen in ihrem Hause gearbeitet, Wohlthaten von ihrer Mutter empfangen hatte, und sie nun gern in seiner Hütte aufnahm, die ihre Armuth und Unscheinbarkeit vor Plünderung schützte. Gar

zu gern wäre Törsen's Mutter am andern Morgen in ihr Haus zurück gekehrt, um Nachrichten von Imre zu hohlen; aber wie sie sich auf Umwegen ihrer Wohnung näherte, war sie einem Trupp ungarischer Reisiger begegnet, die ein Ritter führte, und zu ihrem größten Schrecken hatte sie in demselben einen Mann erkannt, der durchaus nicht wissen durfte, daß sie hier in Neustadt, ja daß sie überhaupt lebe.

Sie war gezwungen, sich verborgen zu halten, und ihre Mühe wäre wohl ohnedieß fruchtlos geblieben, da selbst ihr neuer Hauswirth, den sie um Erkundigungen hingesendet, aus Furcht vor den wilden Cumanen, welche am Thore und im Hofe ihrer ehemahligen Wohnung gelagert waren, es nicht wagte, hineinzugehn. Zwey Tage brachte sie also in größter Angst zu, und als am dritten sich die Nachricht verbreitete, Kaiser Albrecht ziehe von Wien mit starken Schaaren heran, die ungebethenen Gäste zu vertreiben, die Ungarn, in wilder Hast die Stadt durchtobend, aufbrachen, bald darauf jeder Feind Neustadt verlassen hatte, und sie ungehindert in ihr Haus zurückkehren konnte, da fand sie — freylich durch die Menschlichkeit desjenigen, dem es indeß zum Aufenthalt ge-

dient haben mochte, — ihre Habseligkeiten in ziemlicher Ordnung; aber — der geliebte Knabe, das heilig anvertraute Pfand einer theuern Freundinn, war verschwunden. Alle Nachforschungen waren vergebens — nur das Einzige, fügte Eörse hinzu, indem sie noch jetzt mit Thränen das Bild jener angstvollen Tage schilderte, — nur das allein erfuhren wir durch zweifelhafte, unsichre Aussagen, daß ein vornehmer ungarischer Ritter, welchen Andere für einen Tempelherrn hielten, die zwey Tage in unserm Hause gelebt, und Euch mit sich fort genommen habe. Wie meine Mutter Euern Verlust empfunden und beweint, wie viel Vorwürfe sie sich gemacht, Euch in der übergroßen Angst der Wuth der Feinde preis gegeben zu haben, das kann ich Euch nicht schildern. Neustadt ward ihr bald verhaßt, auch schien es mir, als halte sie sich dort nicht mehr sicher; denn sie beobachtete seit jenem Begegniß mit dem ungarischen Ritter eine große Sorgfalt, sich nicht viel auf der Gasse ohne Schleyer oder Verhüllung sehen zu lassen. Ein Geistlicher, der uns oft besuchte, und in Wien Verwandte hatte, both ihr seine Vermittlung an. Eine Wohnung und ein anständiger Haushalt in Wien

wurde unter der Hand besorgt, und eines Morgens kündigte meine Mutter mir an, daß ich mich bereiten sollte, den nächsten Tag nach Wien zu reisen, und Neustadt auf immer zu verlassen. Ach, das war ein schmerzlicher Abschiedstag für mich von dem Orte, von dem Hause, wo ich so lange gelebt, wo meine schönsten Stunden vergangen waren, und mich so viele Liebe, so viele wehmüthige Erinnerungen umgaben, wo ich gespielt, gelacht — und später getrauert hatte!

Getrauert? Und warum? Um was? fragte Imre.

Elisabeth erröthete bis unter die Locken, — sie schlug die Augen nieder.

Habt Ihr Eures Spielgefährten wohl zuweilen gedacht? sagte er, und sah sie mit den freundlichen Augen so bittend an: Ach, Ihr seyd nicht aus meinen Gedanken, meinem Herzen gekommen!

Sie wandte sich ab, eine Thräne zu verbergen.

Cörse! Ihr dürft mir vertrauen. Ich bin noch immer derselbe, der ich in Neustadt war, ein wenig ungestüm und wild, aber gut, und Ihr könnt mich auch jetzt noch mit Einem Worte lenken, wie damahls.

Sie reichte ihm die Hand — sie blickte zu ihm auf: Ja, Ihr seyd Imre, mein Jugendgespiele — mein Bruder!

Bruder? sagte Imre. Warum denn eben Bruder? Könnt Ihr mir sonst nicht gut seyn?

Ich bin es Euch unter jedem Nahmen, antwortete sie: aber mich beruhigt jenes Wort.

Nun, so sey es denn! Schwester Eörse! sagte Imre: und von nun an meine einzige, treue Freundinn!

Die jungen Herzen waren bald gegen einander aufgeschlossen. In Eörsen's Brust ergoß Imre alle seine Sorgen und jene dunkeln Hoffnungen von Burg Ugrocz. Sie erzählte ihm von ihrer stillen Trauer um ihn, von ihrer Einsamkeit mitten unter den Edelfräulein der Königinn, unter welche ihre Mutter sie in Wien gebracht, und zu denen sie so wenig passe. Bald waren sie sich unentbehrlich geworden. Man flüsterte am Hofe von dieser sichtbaren Neigung, man neckte Eörsen damit, man sprach mit Imre davon. Noch hatten beyde in stiller Seligkeit des Wiederfindens an nichts als das Glück der Gegenwart gedacht. Nun sprach sie die Zukunft fordernd und ernst an; aber auch diese gestaltete sich im Morgenroth

ihrer Liebe und Hoffnung mit himmlischem Glanze vor ihnen. Imre war unabhängig, seines Pflegevaters Einwilligung, wenn dieser noch lebte und zurückkäme, war ihm zugesichert, und sein eignes Loos durch die Güte Hommonay's, so wie durch die Verdienste, die er sich um den Grafen von Trencsin erworben, nicht unbedeutend. So lag sein künftiges Schicksal an Córsens Seite, von ihrer Mutter, von Hommonay's Segen geweiht, hell und glänzend vor ihm, und es schmerzte, aber es bestürzte ihn nicht, als jetzt die Kriegsrüstungen des Königs und Herzogs geendigt, und sie bereit waren, nach Comorn aufzubrechen, die verwitwete Königinn ihrem Gefolge Befehl ertheilte, sich zur Rückkehr nach Deutschland fertig zu halten, und nun auch ein Bothe des Grafen Matthäus erschien, um die Auswechslung und Freyheit des kriegsgefangenen Ritters Emerich von Hommonay unter für ihn sehr ehrenvollen Bedingungen bey'm König zu betreiben.

Ungern ließ ihn Carl Robert ziehn. Er hatte gewünscht, den Ritter, den er in der Schlacht achten, und im nähern Umgang lieben gelernt hatte, für sich zu gewinnen. Aber Imre's

Treue war unerschütterlich. Doch beurlaubte er sich mit Rührung vom König und Herzog, und von seiner Braut mit schmerzlichem Gefühl, doch mit ruhiger Zuversicht, sobald dieser Feldzug, der kurz und entscheidend seyn mußte, geendigt wäre, sie von Wien aus den Armen ihrer Mutter abzuhohlen.

Er war der Erste, der den in Fröhlichkeit und Lust versammelten Kreis durch seine Abreise trennte. Am folgenden Tage verließ die verwitwete Königinn Ofen, und kurz darnach brachen die Schaaren des Königs und Herzogs im schimmernden Kriegesschmucke von Ofen auf, um Comorn zu erobern, und so die Macht des Palatin in ihrem wichtigsten Puncte anzugreifen.

Mitten aus den Freuden eines üppigen Hofes eilte Imre nun in das wildbewegte Leben des Krieges, und im Getöse des Lagers und der Schlachten sollten die Wunden getrennter Liebe bluten. Ihm schien das nicht drückend, ihm hatte nur Eörsen's Gegenwart jenen geräuschvollen Aufenthalt erträglich gemacht. Mit freudigem Blick auf eine nahe glänzende Zukunft ritt er in seligen Träumereyen durch die blühende, fruchtbare Gegend, und grüßte fröhlich die

Mauern des stolzen Schlosses über der brausenden Waag, wie sie ihm von Weitem entgegen schimmerten, in welchen fürstliche Pracht mit kriegerischem Ernst, rasche Thätigkeit mit einfachem Lebensgenusse sich schön verbanden. Im freudigen Vorgefühl naher Kämpfe ritt er unter dem Schall kriegerischer Musik, die ihm von den Wällen herab entgegen tönte, den Felsenpfad hinan, und fand oben Alles in lebendiger Bewegung. Es wurden Anstalten zu einem ernsten Kampfe gemacht, der, das fühlte der Graf von Trencsin wohl, für ihn und seine Freunde entscheidend werden mußte. Aber er hoffte auf die Festigkeit der Mauern von Comorn, auf die Treue des muthigen Feldhauptmanns Aba, dem die Stadt anvertraut war, endlich auf das noch immer bedeutende Heer, womit er dem König auf allen Seiten Abbruch zu thun, und ihn wohl bald von der Belagerung von Comorn wegzuschrecken dachte.

Doch fand ihn Imre finster und einsylbig, und erfuhr bald im vertrauten Gespräch, als nach der Abendtafel ihn Matthäus bleiben hieß, die Ursache davon. Es hatte sich seit der Schlacht von Rosczgon Manches verändert. Das weichende Glück hatte den Grafen Freund und

Feind näher kennen gelehrt, und was Keiner vorher zu thun, ja kaum zu denken gewagt haben würde, versuchte nun Mancher mit heimlicher oder offener Frechheit. Vor Allem erregte Szillaghy's Betragen des Grafen Besorgniß.

Szillaghy! rief Imre erstaunt.

Ja, Szillaghy, antwortete der Palatin. Denkt an den Kriegsrath vor der Rosczgoner Schlacht! Schon damahls war sein Rath — und der Ausgang hat seine Ansicht gerechtfertigt, — nicht bey den Planen der Übrigen. Darum ertrug er es höchst ungeduldig, sich Demeter unterordnen zu müssen, und wich nur am Ende Euern Vorstellungen, und der Rücksicht für das Ganze. Nach der unseligen Schlacht, die seinen Ruhm wie seinen Stolz auf höhere Einsicht vermehrt hatte, führte er mit eben so viel Anstrengung als Muth und Klugheit die Reste des geschlagenen Heeres durch Bergpässe auf rauhen Pfaden hierher zurück. Mir kann er nie verzeihen, daß ich Demeter ihm vorgesetzt. Sein Einfluß im Gebirge hat sich vermehrt, einige niedrige Buben, die, dem Schimmer des Glückes nachjagend, meine Fahnen verlassen haben, haben sich zu ihm gesellt, sie hetzen und stacheln seinen Trotz und Übermuth auf,

er hat mir den Zuzug mit seinen Mannen versagt, jetzt, wo ich seiner am nöthigsten hätte; er rüstet sich sogar, ohne daß man weiß, gegen wen? und ich habe im Rücken von ihm zu fürchten, wenn ich gegen meine Feinde im Süden aufbreche.

Unmöglich! rief Imre: Szillaghy auf Roberts Seite? Der stolze Ungar, voll glühender Liebe für sein Vaterland!

Das ist's nicht, was ich besorge. Zu des Wälschen Fahnen wird Szillaghy nie schwören. Aber eine vom Könige und mir unabhängige Macht in den nördlichen Gebirgen zu gründen, und dort am Fuß seines felsigen Rokos das Panier des Vaterlands aufzupflanzen, das er meinen geschwächten Armen zu entwinden denkt — das kann den Stolzen wohl reizen, und dem muß ich zuvorkommen. In drey Tagen werden die Schaaren, die ich aufgebothen habe, zum Aufbruche fertig seyn. Mit einem Theil ziehe ich gegen Carl Robert und seine Helfershelfer, den andern führt Ihr gegen Ugrocz.

Gegen Ugrocz? rief Imre: — Und dieß Unternehmen vertraut Ihr mir, — eben mir?

Weil ich Niemand weiß, in dessen Hände

ich es mit mehr Zuversicht legen könnte. Ich muß wissen, wie ich mit Szillaghy stehe. Ihr fordert ihn mit gewaffneter Hand auf, sich zu erklären, — friedliche Bothschaften, Hin- und Herreden von Unterhändlern haben nichts bewirkt — und er schließt sich entweder mit seinen Mannen an Euren Haufen, oder Ihr berennt sein Felsennest, und zündet es ihm über dem Haupte an. Dann werden seine Anhänger sich wieder willig in das Geleise des alten Gehorsams fügen, und dem Herrn des ganzen Waagthals nicht mehr weigern, was nur das Mißgeschick von Rosczgon und eines übermüthigen Vasallen Trotz ihnen zu weigern den Muth geben konnte. Jetzt lebt wohl! Ihr werdet der Ruhe bedürftig seyn.

Der Palatin erhob sich, und entließ den Jüngling mit freundlichen Grüßen. Aber in Imre's Brust wogte eine Fluth von Gedanken, als er sich in dem angewiesenen Zimmer allein befand.

So legte der Zufall, oder vielmehr der Rathschluß der Vorsicht, der Alles, was uns Kurzsichtigen also scheint, nach unbegreiflichen Gesetzen lenkt, die Rache um den Bruder- vielleicht den Vatermord in seine Hände! Er

sollte mit gewaffneter Macht vor Ugrocz erscheinen, Er die Burg stürmen, und den Feuerbrand in jene Mauern werfen, in denen die guten, sanften Menschen gelebt hatten, die er alle Ursache hatte, für seine Ältern zu halten, und als diese zu lieben! Kämpfend sollte er vielleicht gegen Szillaghy selbst auftreten, und mit den Zügen des von ihm erschlagenen Bruders — Rache für dessen Blut von ihm fordern!

Er schritt lange das Zimmer mit großen Schritten auf und ab. Wunderbare, grauenvolle und düstere Gedanken bemächtigten sich immer mehr und mehr seines Bewußtseyns. Die Kerzen brannten dunkel herab. Es schlug Mitternacht. Er war, ermüdet von der Reise und dem innern Sturm, auf einen Stuhl hingesunken. Da war es ihm — ob im Schlaf, ob in einem Gesicht? wußte er selbst nicht — als öffne sich die Thür seines Gemachs, und Iwan Szillaghy's theure Gestalt, so wie er sie im Sarge gesehn, trete zu ihm herein, nähere sich ihm, und lege segnend die Hand auf sein Haupt. Imre, voll wehmüthiger Freude, sprang auf, um knieend die väterliche Hand an sein Herz zu drücken; aber die Gestalt zerfloß in Duft, der sich ringelnd, wirbelnd durch's Gemach hin-

zog. Noch schaute er in den wunderbaren Nebel. Da formten sich plötzlich aus ihm Franz Szillaghy's trotzige Züge, die duftige Bildung des Kriegers schwebte einen Augenblick vor ihm. Nun wurden die trotzigen Züge mild, die straffen Muskeln weich, der Helm, die Rüstung verschwanden, und mit Freude und Entsetzen sah er Eörse ihm unter Thränen zulächeln. Er starrte sie an, ein unendliches Grauen befiel ihn; doch eilte er auf die Gestalt zu. Da war es nicht mehr Eörse allein; die schöne, blasse Frau, die ihn so zärtlich gepflegt, schwebte, von Iwans Arm umschlungen, Eörsen an ihrer Linken haltend, vor ihm. Mit ernstem, wehmüthigem Gesicht sah sie auf ihn nieder, bewegte die Hand wie versagend gegen ihn, und entschwebte dann mit den beyden andern in Luft.

Imre streckte ihnen die Hände nach, und erwachte. Er saß noch auf dem Stuhle, auf dem er eingeschlafen war. Er hatte ihn nicht verlassen, wie er geglaubt. Die Traumbilder waren verschwunden, aber schwere Gedanken blieben in seiner Seele zurück. Ob diese Geschichte einen innern, wahren Zusammenhang hatte? Ob er wirklich seine Ältern geschaut?

Ob Cörsens Geschick mit dem seines Hauses verbunden sey, oder ob Alles nur die Geburt seiner erhitzten Einbildungskraft gewesen, die vor dem Einschlafen sich mit dem, was ihm jetzt das Wichtigste und Theuerste auf Erden war, beschäftigt hatte? Er wußte sich diese Fragen nicht zu beantworten; aber sie untergruben den Rest von Ruhe und freudiger Hoffnung, den des Palatins Auftrag und seine früheren Betrachtungen ihm gelassen hatten, und noch nie hatte er mit solchen Gefühlen die Anstalten zu einem Kriegszuge betrieben. Doch ging Alles auf dem Schlosse seinen ernsten, geregelten Gang, und am dritten Tage nach Imre's Ankunft war Alles in völliger Bereitschaft.

Der Morgen stieg über den schönen Wäldern des Waagthales herauf, als die Schaaren des Grafen, zum Theil in den vielen Höfen der übergroßen Burg, und zum Theil unten jenseits des Flusses in schönster Ordnung aufgestellt, des Zeichens zum Aufbruch harrten. Jetzt kamen der Graf und Imre völlig gewaffnet die Stiege herab. Ein lautes Freudengeschrey empfing sie. Man führte ihre Streitrosse vor — rasselnd schwangen sie sich hinauf — mit letztem kräftigen Handschlag beurlaubte

der Palatin den Ritter — dann zog jeder schweigend an der Spitze seiner Schaar den Hügel hinab. In üppiger Fülle lag das reiche Thal vor ihnen, hinter ihnen glänzten die Thürme und Zinnen der Burg im Morgenstrahl. So verließen sie das prächtige Trencsin, das herrschend nicht bloß den umherliegenden Thälern geboth, sondern jetzt, wie schon zu der Römer Zeiten, den, der es besaß, zum Herrn der nördlichen Gegenden dieses Landes machte. — Und wann? und wie sollten sie es wieder sehen?

Unten am Fluß schieden sich ihre Wege. Der Palatin zog nach Süden, Imre gegen Morgen. Noch einmahl, ehe dieser in das Seitenthal einbog, aus dem die Waag hervorströmt, blickte er zurück. Hier lag Skalka, der Aufenthalt seiner frühen Jugend, dort schimmerte das Schloß herüber, da unten durch's Thal zogen die Schaaren des Palatin, blinkten die Waffen im Sonnenglanz durch die Staubwolke. Noch einmahl sah er den Helmbusch desselben wallen, und ein trübes Vorgefühl — es sey zum letzten Mahle in dieser Herrlichkeit, — ergriff ihn.

Er spornte sein Roß und ritt der brausenden Waag entgegen. Ihn reizten nicht das fri-

sche Grün der Wiesen an den sanft aufsteigenden Hügeln, nicht der Morgenwind, der im üppigen Laub der Wälder wühlte, nicht der Gesang der Vögel aus dem Waldesdunkel, nicht die ganze jugendliche Heiterkeit des schönen Sommermorgens. In ernsten Gedanken hatte er mit seinem Zuge nach einigen Stunden die anmuthig grünenden Thäler verlassen, welche die Waag durchströmt. Eine zweyte Fläche breitete sich vor ihm aus, gegenüber in weiter Entfernung erschien eine andere Reihe der Berge, und dort erblickte er, wie einen weißen Punkt das Schloß, wo Szillaghy hausete.

Gegen Abend sahen sie es deutlicher vor sich, wie es rings auf die weite Fläche und in alle Thäler herab schaute, die seiner Lehensgewalt unterworfen waren. — Hier machten sie Halt für die Nacht, und Imre sandte mit dem frühesten Morgen einen Herold an Szillaghy mit dem Auftrag des Palatin, ihn entweder mit seinen Schaaren zum freundlichen Zuzug aufzufordern, oder im entgegengesetzten Falle ihm Fehde anzukünden. Der Bothe kam sehr schnell zurück. Das Anrücken der gewaffneten Haufen war in Ugrocz nicht unbemerkt und ihr Zweck nicht unerrathen geblieben. Der Herold

fand die Zugbrücke aufgezogen, alle Fenster wohl verwahrt, alle Wälle mit Wachen besetzt, und als er dennoch den Berg hinauf ritt, und nun im Angesichte des Schlosses seine Trompete ertönen ließ, um den Einlaß zu fordern, antwortete ihm ein Pfeilregen aus den Schußlöchern, so daß er eiligst sein Pferd wandte, und mit dieser ungezweifelten Antwort zu Imre zurück eilte.

Nachdem so den Rechten des Krieges ein Genüge geschehen war, brach Imre mit seinen Schaaren auf's Neue auf, und näherte sich den Bergen. In den Dörfern am Fuß derselben fand er alle Hütten leer, alle Vorräthe entfernt, oder zerstört; die Einwohner, das Vieh, die Geräthschaften waren in's Gebirge oder auf die feste Burg geflüchtet. Das erschwerte seine Lage; doch dem festen Willen ist nichts unmöglich, und so wußte er auch aus größerer Entfernung seine Reisigen zu versorgen. Die Belagerung begann, und ihr antwortete aus der Burg ein eben so entschlossener Widerstand. Rings auf den Felsenwänden, welche die Burg umkränzen, ließ Imre seine Kriegsmaschinen aufführen, und Szillaghy's verzweifelte Gegenwehr entflammte die Wuth der Belage-

rer, die nun kein anderes Ziel ihrer Wünsche kannten, als das Adlernest, wie es vor ihnen unbezwinglich auf der Spitze eines von Abgründen umgebenen Felsens saß, herab und in Schutt zu stürzen. Aber an diesen Abstürzen, an diesen schroffen Felsenwänden zerschellte lange und wiederholt die Macht, das Leben der Stürmenden, und hohnlachend sah Szillaghy, entschlossen, entweder zu siegen, oder sich unter den Trümmern seiner Burg zu begraben, auf die mühevoll blutigen Anstrengungen herab. Schon waren Imre's Haufen beträchtlich kleiner geworden, schon moderte mancher seiner wackersten Krieger in den Fichtengründen um die Burg her, und noch standen die Mauern unversehrt und trotzig auf ihrer steilen Höhe. Da faßte Imre den Entschluß, noch einen, den letzten Sturm zu wagen. Er selbst wollte die Krieger anführen, er selbst, wenn es nothwendig wäre — wenn auch mit widerstrebender Hand, — den Brand in die Mauern werfen, wo wahrscheinlich seine Wiege gestanden, und die Reste seiner Ahnen, seines Vaters ruhten.

Daß Szillaghy's Vorräthe erschöpft und die Besatzung unzufrieden sey, erfuhr er

durch Überläufer. Durch seine frühere Kenntniß der Burg, durch emsiges Spähen hatte er die schwächste Seite und den Ort erkundet, wo die wenigen Vorräthe lagen, die Szillaghy noch übrigten.

Der Sturm begann. An dem steilsten Felsen von der Nordseite hinauf klommen die Krieger, und sprangen, Gemsen gleich, von Klippen zu Klippen, des Pfeilregens, das Steinhagels nicht achtend, der aus Fenstern und Schußscharten auf sie niederrauschte. Imre, allen Übrigen voran, die Brandfackel in der einen, den Säbel in der andern Hand, hatte den Fuß der Mauern erreicht. Jetzt legten seine Gefährten ihm eine Leiter an, er kletterte rasch hinauf, gewann eine vorspringende Zinne, und schleuderte die Fackel in das Gewölbe des Thurms, wo die Vorräthe lagen. Die Flammen prasselten in wenig Augenblicken darnach empor, ein wildes Geschrey von innen zeugte von der Gefahr, die dieser Brand der Besatzung drohte. Alles eilte dahin, um zu löschen, und nun ward es mehreren von Imre's Leuten möglich, die fast verlassenen Wälle zu ersteigen. Bald wehte des Grafen von Trencsin Fahne auf einer Zinne der eroberten Veste; da befahl

Szillaghy, brennen zu lassen, was brenne, und sich dem eindringenden Feinde entgegen zu werfen. Rettung, längeres Halten war ohnedieß nicht mehr möglich. Das Schloßthor öffnete sich, die Zugbrücke sank, heraus stürzte ein wilder Haufe Verzweifelnder, bleiche Gestalten, von Hunger und Arbeit erschöpft, den finstern Gebiether an ihrer Spitze.

Ein wüthender Kampf begann. Szillaghy's glühende Blicke suchten Imre. — Ihm hatte er von dem ersten Augenblick, wo er ihn gesehn, tödtlichen Haß geschworen; ihn zu verderben war die einzige Lust, deren seine finstere Seele noch empfänglich war. Imre durchschauerte es, als er Jenen mit gehobenem Säbel auf sich eindringen sah. Vielleicht wallte in Beyder Adern Ein Blut! Aber dann war er auch der Mörder seines Vaters, und die eingesunkene Gestalt in den Felsengewölben der Burg forderte, noch jetzt im Tode zürnend, Rache an dem Verbrecher. Imre erhob sich, er begegnete seinen Streichen — sie wurden von beyden Seiten mit aller Wuth der Erbitterung und Rachelust geführt. Lange blieb der Sieg zweifelhaft. Da schlug ein gewaltiger Hieb Szillaghy's das Visir an Imre's Helm

auseinander, die Züge seines erschlagenen Bruders, im Ausdruck des Zorns glühend, wie damahls, wo er ihm das Messer in die Brust stieß, starrten ihn an, sein Arm zuckte — sein Fuß wankte. Imre faßte den günstigen Augenblick, er drang auf Szillaghy ein, der Racheengel schien seine Hiebe zu lenken, Szillaghy stürzte lauttönend in der rasselnden Rüstung dahin, und verröchelte in wenig Minuten den gewaltigen Geist.

Ernst und düster blieb Imre an der Leiche des gefallenen Feindes stehn, und betrachtete, als die Knechte herbeyeilten, dem Sterbenden beyzuspringen, den Helm, die Panzerriemen zu lösen, — diese Züge, in denen die Ähnlichkeit mit seines Bruders sanften Mienen und eine noch schmerzlichere Ähnlichkeit unverkennbar war, und ein Schauer durchrieselte ihn. Es war sein Oheim, sein Blutsverwandter, der nun, obwohl im offnen, ehrlichen Kampf, aber doch von ihm getödtet, vor ihm lag!

Mit seinem Falle hörte jeder Widerstand auf, und Imre zog mit seinen Schaaren ohne fernern Kampf in diese Mauern ein, die er nicht so wieder zu betreten gedacht hatte. Noch war er mit den Anordnungen beschäftigt, wel-

che die Löschung des Brandes, und die erste Besitznahme des Schlosses nöthig machten, als ein alter Diener des Hauses im Vorgemach des Saales erschien, und um geheimes Gehör bath. Imre hieß die Anwesenden sich entfernen, und ein Greis trat ein, dessen Züge, wie aus dunkler Ferne herüberdämmernd, Erinnerungen in Imre weckten, welche er nicht zu enträthseln vermochte. Dieser Greis eröffnete ihm nun mit Zittern, aber als ein Geheimniß, welches er nach seines gefürchteten Herren Tode sich länger zu verschweigen ein Gewissen machte, daß noch zwey Menschen lebten, welche an diese Burg und überhaupt an Alles, was Szillaghy besessen, gerechte und heilige Ansprüche zu machen hätten, und daß er sich gedrungen fühle, dieß dem Feldhauptmann des Grafen von Trencsin zu eröffnen, ehe dieser zu gesetzlicher Besitznahme der Burg schreite. Imre hörte es mit Erstaunen und heimlichem Grauen, er zeigte sich bereitwillig, diese Ansprüche, wenn sie gerecht wären, anzuerkennen, und, wenn sie es bedürften, auch zu unterstützen; aber er wollte wissen, wer es sey? Gregos weigerte sich, dieß zu sagen, und bath Imre, nicht weiter in ihn zu dringen, bis er selbst diese Personen im

Verlauf von einigen Tagen vor ihn zu stellen im Stande seyn würde. Hierzu gab ihm Imre Urlaub auf eine Woche und ein gutes Pferd. Der Alte schied, und Imre erwartete nicht ohne geheime Bangigkeit die Lösung des Räthsels.

Die Tage vergingen schnell unter Geschäften mancher Art, wovon Szillaghy's Leichenbegängniß, welches Imre mit anständiger Pracht feyern ließ, eins der wichtigsten war. Er selbst brachte manche Abendstunde, wenn das Werk des Tages gethan war, an dem Sarge desjenigen bethend zu, den er nun einmahl als seinen Vater betrachten und lieben gelernt hatte. Nun ruhte auch bereits sein Mörder, von des Bluträchers Hand erschlagen, friedlich in dem Grabgewölbe ihm gegenüber, und dieselbe trübflimmernde Ampel bestreute beyder Särge mit gleichem stillen Lichte.

Einst befand er sich wieder hier an einem düstern Abend, da hallte es über ihm in der Kapelle von vielen raschen Schritten, ein heller Schein fiel in das Gruftgewölbe, und mehrere Gestalten beugten sich im Schimmer vorleuchtender Fackeln über die Öffnung der Treppe herein. Imre erhob sich und schritt den Kommenden entgegen; aber er trat erblassend

auf die Stufen zurück: denn hinter einer in tiefe Trauer gekleideten Matrone stand seine Eörse, und dieselben schwarzen Gewänder und eine flüchtige Ähnlichkeit der Gestalt schien sie als die Tochter dieser Witwe — als die hier erwartete Erbinn Szillaghy's zu bezeichnen, der von seiner Hand erschlagen lag. Der düstere Zusammenhang, der seit jener nächtlichen Vision im Trencsiner-Schlosse in seiner Seele aufzudämmern angefangen, und den er wie böse Eingebungen seitdem gewaltsam von sich gewiesen, fing an, sich in seiner ganzen Furchtbarkeit vor ihm zu enthüllen. Doch er hatte weder Kraft noch Zeit, ihm Worte zu geben. Gregos trat hervor, und stellte Imre, wie er aus der Öffnung des Grabgewölbes vollends herauf stieg, die beyden Frauen als Szillaghy's längst todtgeglaubte Gemahlinn, Frau Ludmillen, und ihre Tochter Elisabeth vor. Eörse blickte ihn an, sie erkannte in dem, von dessen Hand ihr Vater gefallen war, den Jugendgespielen, den Verlobten wieder, mit dem, wie sie noch vor Kurzem dachte, ein süßes Band sie bald vereinigen sollte; sie sah die trennende Kluft, die sich zwischen ihnen geöffnet, und alle stolzen Hoffnungen verschlungen hatte —

und sie sank mit einem Laut des Schmerzens in die Arme ihrer Mutter. Schweigend, staunend umringte das Gefolge mit dem düstern Lichte der Fackeln die erstarrte Gruppe, die Jungfrau in tiefem Schmerz an die Brust der Matrone hingesunken, in deren von langem Gram vertieften Zügen der neue Jammer der Tochter sich mahlte, ihnen gegenüber den Jüngling, dem Ein Blick den ganzen Abgrund seines Unglücks, die auf ewig verlorenen Hoffnungen seiner ersten, einzigen Liebe zeigte.

Als der erste wilde Anfall des Schmerzens nachließ, und sie sich zu erheben und von dem Orte des Schreckens zu entfernen vermochten, führte Imre die Frauen in die Gemächer des Schlosses hinauf. Hier wurde erklärt, erzählt, und langsam der unzerreißbare Zusammenhang ihres finstern Geschickes erkannt.

Ludmille war durch das Mitleid des treuen Gregos, der sie auf der Wallfahrt nach Maria-Zell begleitet, und von seinem Herrn den Blutbefehl erhalten hatte, Mutter und Tochter zu morden, gerettet, und Szillaghy durch ein wahrscheinliches Mährchen getäuscht worden. Mehr als ein Jahr hielt sie sich in der Hütte eines Gemsenjägers in den unweg-

samsten Gegenden des Gebirges auf, und wählte dann, da sie es nicht wagte, nach Ungarn zurück zu kehren, wo ihr bey der Entdeckung ihres Lebens von Neuem Verfolgung und Tod drohten, die Neustadt zu ihrem künftigen Wohnort. Hier war sie der Gränze des geliebten Vaterlandes nahe, seine milden Lüfte wehten zu ihr herüber, und die nahe Leitha bespühlte seine wie Österreichs Erde.

Nur kurze Zeit hatte sie hier gelebt, als ihre unglückliche Schwägerinn, vor demselben Wütherich fliehend, nach Österreich kam. Slatinay und Almus hatten gegen Gregos kein Geheimniß aus der Flucht der geliebten Herrin gemacht, und dieser wußte sich Urlaub zu verschaffen. Er eilte zu Helenen. Ihr allein entdeckte er sein hochwichtiges Geheimniß, Ludmillens und ihrer Tochter Leben und Aufenthalt, und führte sie sammt ihrem Sohne zu ihr. Die beyden Unglücksgefährtinnen lebten mit ihren Kindern still und verborgen in Neustadt; aber der Gram um den frühentrissenen Gemahl kürzte Helenens Leben, und Imre, der ganz verwaiste Knabe, blieb der Sorge seiner Muhme überlassen. Unter ihren Augen, an Cörsens Seite blühte er auf; aber keines

von beyden durfte ahnen, aus welchem Hause sie stammten, und wie nahe sie sich verwandt waren, um sie vor aller Möglichkeit der Entdeckung zu sichern.

Nun war Alles klar, unzweifelhaft; aber mit dieser Klarheit war auch Imre's und Eörsens Geschick auf immer entschieden. Sie waren getrennt, sie sahen es selbst ein, und so schmerzlich sie dieser Ausspruch traf, so wagte doch Keines sich ihm zu widersetzen. In trüber Trauer brachten sie noch einige Zeit zusammen auf Ugrocz zu, wehmüthige Tage voll schmerzlicher Lust, voll lieben, mit einander getragenen Kummers, bis durch des Palatins Verwendung die Echtheit von Imre's Geburt vom König Wenceslaus anerkannt und Er und Eörse in die Besitzthümer ihres Hauses eingesetzt waren. Imre's Entschluß war gefaßt nach der ersten Stunde, in welcher ihm sein Unglück deutlich geworden. Er bath seine Muhme, Frau Ludmillen, auf Ugrocz zu bleiben, und diese Burg als ihr Eigenthum anzusehn, wie ehemahls; aber Er vermochte es nicht, in diesen Beziehungen länger mit Eörsen unter Einem Dache, länger in der Unthätigkeit häuslicher Ruhe zu verweilen, und ein

schönes Zusammenleben, das einst so beseligend hätte werden können, unter diesen Umständen zu ertragen. Er nahm Abschied von Ludmillen, von Eörsen, von den väterlichen Hallen, von den Überresten seiner Ahnen; seine Hoffnung war, nie wieder dahin zurück zu kehren, bis er einst kalt und starr an die Seite seines Vaters gelegt werden würde, um da die ewige Ruhe zu finden, wo sein Schicksal ihm im Leben keine gegönnt.

In Matthäus Schlachten setzte er nun sein Leben mehr als einmahl auf's Spiel, und fand Ruhm und Auszeichnung, wo er den Tod gesucht hatte. Aber so glücklich auch dort gekämpft wurde, wo Imre stritt, so vermochten alle diese kleinen Vortheile nichts für die Hauptsache zu bewirken, und endlich traf des Palatins Schaaren doch der Donnerschlag von dem Verluste Comorns. Herzog Friedrich hatte es mit Sturm genommen. Mit ihm sank die Macht des Grafen von Trencsin *); seine Anhänger verließen ihn und suchten Verzeihung und Gnade bey dem König. Was Matthäus nun noch thun konnte, war ohne Erfolg wie

*) Geschichtlich.

ohne Ruhm, — einzelne Streifereyen, mehr Raubzügen als geordneten Kriegsthaten gleich, bis er endlich in einer solchen kecken Wagniß seine letzten Haufen mit dem Leben einbüßte *).

Nun war Imre's liebster Stern am Himmel seines Kriegsruhms erloschen. Carl Robert wurde einmüthig als König erkannt, es blieb Imre nichts übrig, als sich ihm ebenfalls zu unterwerfen, und er erhielt sehr gern von diesem die Bestätigung aller Rechte und Ansprüche, deren Anerkennung von Wenceslaus ihm früher durch den Grafen Matthäus war erwirkt worden. Auf Imre's Ersuchen, der mit eigner Hand die Brandfackel in das Haus seiner Väter schleudern und sein ganzes Lebensglück selbst hatte zerstören müssen, gab ihm der König den bedeutenden Wappenschild, der noch jetzt das Abzeichen der Besitzer von Ugrocz ist: Den Thurm und den Ritter, der, auf der Sturmleiter stehend, den Feuerbrand in denselben wirft **).

Als bald hierauf die Nachricht kam, daß

---

*) Geschichtlich.

**) Wappenschild der Freyherren v. Zay, jetzt seit Ferdinand des Ersten Belehnung Herren von Ugrocz.

der Tempelherrenorden aufgehoben und Hommonay mit vielen Andern ein Opfer der Verfolgungen geworden sey, die man gegen denselben erhoben, da war auch dieß theure Band zerrissen und zugleich die stille Zufluchtsstätte verschlossen, nach welcher Imre so oft die sehnsüchtigen Blicke gewendet hatte. In dem Treiben der Welt zu bleiben, war ihm nicht möglich, und die Unthätigkeit des Klosterlebens widerte seinem kräftigen Sinn. So trat er endlich in den Orden der Johanniter, kämpfte ihre Schlachten, und fand in einer Seeschlacht gegen die Ungläubigen, was er längst gewünscht hatte, einen ruhmvollen Tod.

Cörse sah ihn nie wieder. Einsam lebte sie auf der Felsenburg Ugrocz an der Seite ihrer Mutter, schlug jedes Anerbiethen glänzender Freyer, welche die schöne Jungfrau, die reiche Erbinn häufig suchten, zu Ludmillens großem Mißvergnügen aus, und hielt dem Jugendgespielen, den sie nicht hatte besitzen dürfen, ihre stille Treue.

Oft saß sie im Bogenfenster der Burg, wo der nackte Fels sich steil hinabsenkt in die rauhe Tiefe, und nahe gegenüber eben so schroff, mit seltnen Fichten bewachsen, sich vor ihren Bli=

cken aufthürmte. Oben herein blickte das waldige Haupt des Rokos, ringsum war Einsamkeit, Stille, Trauer, wie in ihrem Herzen. Da griff sie mit irrender Hand in die Saiten und sang:

Was tönt so traurig durch die Nacht? ...
O meiner Saiten Klang!
Der Wiederhall, der mit mir wacht,
Hat ihn vom Fels herübergebracht,
Es war mein eigner Gesang.

Die Nacht ist still. Der Vollmond hebt
Sich klar vom Berg empor,
Im Silberglanz die Fichte bebt,
Nur unten fern im Thale schwebt
Ein duftiger Nebelflor.

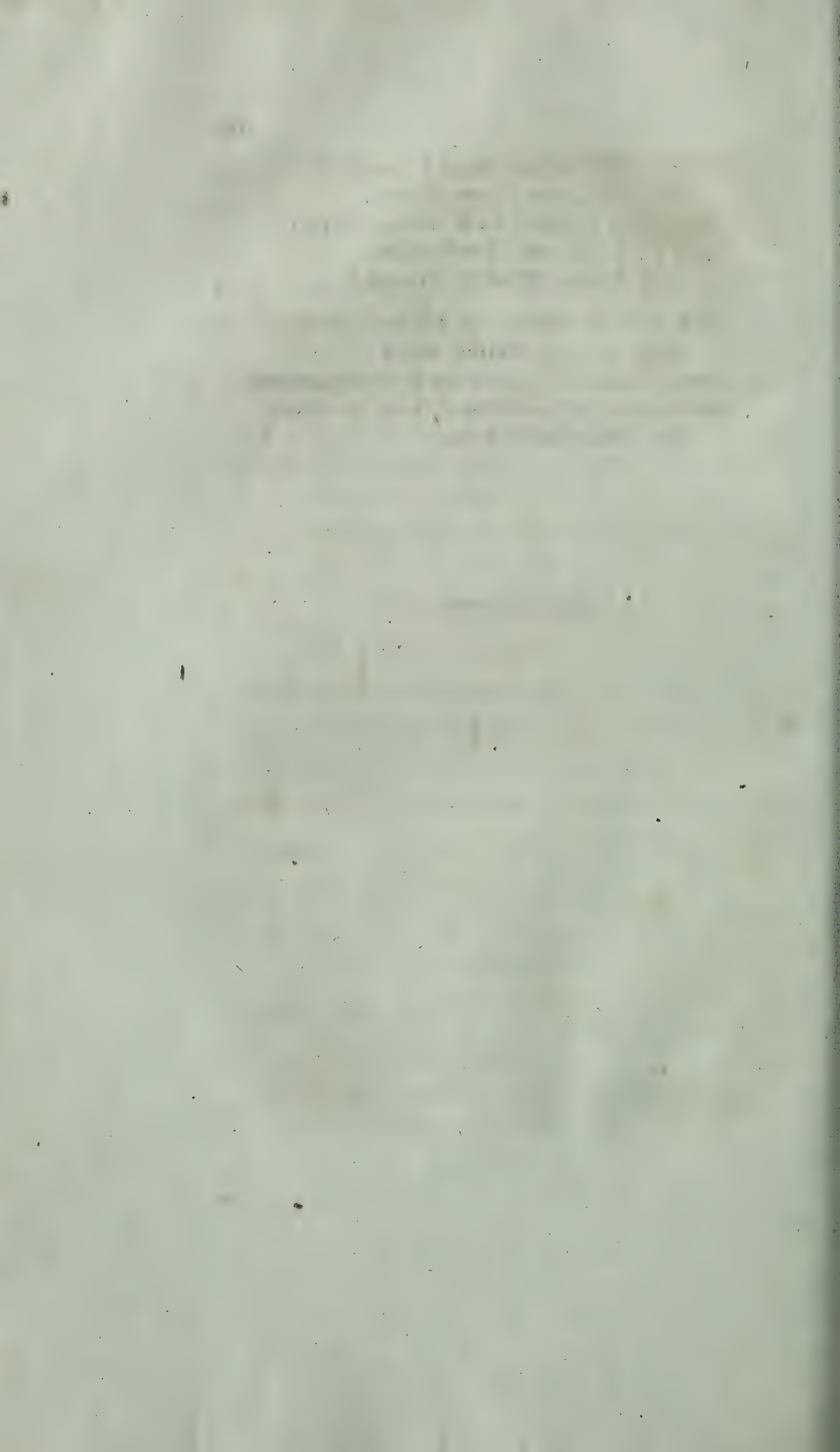
Klar ist's um mich, und still und todt,
Nichts hoff' und fürcht' ich mehr,
Des Lebens frisches Morgenroth
War längst verblaßt, und düstre Noth
Lag ängstend auf uns und schwer.

Nun ist verwunden auch dieser Schmerz,
Es zuckt von scharfer Pein
Nicht mehr das tiefgetroffne Herz,
Es kehrt der Sinn sich himmelwärts,
Und lernet ergeben seyn.

Nur manchmahl über die Felsenreihn,
Die schroff, wie mein Geschick,
Und unerbittlich mich umdräun,
Schweift in ein schön vergangnes Seyn
Ein Seufzer, ein nasser Blick.

Wo bist Du, meiner Jugend Freund?
Wo schlägt die treue Brust,
Die, wie der Himmel auch streng verneint,
Noch stets die erste Liebe meint,
Sich keines Wandels bewußt?

Dich seh' ich nimmer im irdischen Land;
Doch dort vor Gottes Thron
Kommst Du mir entgegen im Strahlengewand,
Und reichst mir freundlich grüßend die Hand,
Der stillen Treue Lohn!



Der junge Mahler.



Der jünge Mahler.

Der Ostersonntag hatte mit seinem Frühlingshauche die Bewohner der kleinen Reichsstadt in's Freye gelockt. Alles strömte aus den engen Straßen durch die finsteren Thore hinaus in die freundlich helle Gegend, wo schon die Rasenplätze sich allerwärts mit zartem Grün bekleideten, an Hollunderbüschen die schwellenden Knospen aufbrachen, und laue Lüfte die Pflanzenwelt in's Leben, den Menschen zur Freude riefen.

Unter den Spazierenden wandelte auch Frau Engelbertha mit ihrer Tochter still dahin. Engelbertha war seit vielen Jahren Witwe; ihr Mann, ein geschickter aber armer Waffenschmid, hatte sie früh mit einer einzigen Tochter in der Welt zurück gelassen. Seitdem hatte ihrer Hände Fleiß sie und die kleine Jutta ernährt, bis

diese herangewachsen war, und nun auch der Mutter an die Hand gehn, und die Sorge für die Aufrechthaltung der kleinen Wirthschaft mit ihr theilen konnte. Das Mädchen versprach hübsch zu werden. Frau Engelbertha war weit entfernt, hierauf eitle Hoffnungen zu bauen; vielmehr glaubte sie bey der wohlgestalteten Jungfrau, welche die Blicke der Vorüberge- henden auf sich zu ziehen anfing, eine größere Zurückgezogenheit nothwendig. Daher sah man die fromme Jutta selten auf der Straße, und nie ohne ihre Mutter, kein junger Mann durf- te ihr Haus betreten, und so wuchs die zarte Blume im Schatten schützender Verborgenheit unter treuer Pflege empor.

Da kam vor zwey Jahren der Sohn von Engelberthas Schwester, Hermann Freywald, der in früher Kindheit Jutta's lieber Spielge- fährte gewesen war, von seiner langen Wan- derschaft zurück. Er hatte sich der Mahlerkunst ergeben, und seine Mutter, die ebenfalls Witwe wie ihre Schwester war, hatte Alles aufgebo- then, was in ihren Kräften stand, und sich man- chen Lebensgenuß versagt, um den einzigen Sohn in den Stand zu setzen, sich mit ganzer Seele einer Kunst zu widmen, zu der ihn an-

geborner Hang und ausgezeichnete Anlagen leiteten.

Bey einem berühmten Meister in einer großen Residenz hatte er den ersten Unterricht empfangen, war dann einen Theil der Niederlande durchreiset, und hatte die Gemählde der ausgezeichnetsten Mahler jener Zeit gesehn, die einen Himmel von Genüssen vor ihm aufthaten, hatte selbst schon einige bedeutende Arbeiten geliefert, die ihm Ehre und Vortheil brachten, und freute sich nun nach vielen Jahren die geliebte Mutter und das heimische Städtchen, wo er ein frohes Kind gewesen, als Jüngling und hoffnungsreicher Künstler wieder zu sehn; aber der Himmel versagte ihm den liebsten Theil seiner Wünsche, in Antwerpen empfing er die Nachricht von dem Tod seiner Mutter, und nun drängte es ihn auch nicht mehr so nach Hause, vielmehr überließ er sich seinem Hang, die Welt zu sehn, ungestörter, durchstreifte mit rechter Muße die reichen Provinzen des burgundischen Reiches, weidete sich an den Meisterwerken der flamändschen Schule, copirte fleißig, suchte sich nach ihrem Unterricht zu vervollkommnen, und kehrte endlich, mit vielen Kenntnissen und einem nicht unbekannten

Rahmen geschmückt, in das Städtchen seiner Heimath zurück, um seine Verwandten nach vielen Jahren wieder zu grüßen, die kleine Erbschaft seiner Mutter in Empfang zu nehmen, und dann zu sehen, wo ihm vielleicht in einer andern Stadt oder Provinz des deutschen Vaterlandes ein Glücksstern aufgehen würde.

Sein erster Weg war zu seiner Base. Er fand sie noch in dem kleinen Häuschen rückwärts der Domkirche, wo er sie vor acht Jahren verlassen hatte. Er klingelte, das Glöckchen ertönte im ersten Stock. Base Engelbertha öffnete den kleinen Schuber am Fenster, gewahrte den saubergekleideten ganz fremden jungen Mann, und hieß die Tochter da bleiben, weil sie es schicklicher fand, solchen Besuch im untern Stübchen des Hauses allein zu empfangen, oder seine Bothschaft zu vernehmen.

Wie groß war ihre Verwunderung, ihre Freude, als sich der Jüngling ihr als den Sohn der lieben verstorbenen Schwester zu kennen gab, und sie nun auch in den ausgebildeten Zügen das ehemahlige Knabenantlitz, und die unverkennbare Ähnlichkeit mit der seligen Mutter entdeckte. Mit Thränen umarmte sie den lieben Neffen, und führte ihn sogleich in's

Wohnzimmer hinauf. Er trat ein. Durch kleinscheibigte bunte Fenster fiel der gedämpfte Sonnenstrahl auf ein holdes Frauenbild, das im enganschließenden schwarzen Gewand, das hellblonde Haar halb unter einer blendend weissen Haube verborgen, vor einem Klöppelpolster saß und die kleinen Hölzchen mit zarten weissen Fingern klappernd durcheinander warf, indeß die Nettigkeit des ganzen Stübchens, das altmodische überaus reinliche Hausgeräthe, die heiligen Bilder auf dem kleinen Hausaltar, den Eintretenden wohlbekannt und heimathlich ansprachen.

Jutta! rief die Mutter, indem sie zuerst eintrat und dem Fremden zurückzubleiben winkte: — Rathe, wen ich dir bringe? Jutta war aufgestanden. Herrmann sah diese schlanke hohe Gestalt sich erheben, er sah, wie sie sich wendete, den Ausdruck einer sanften ernsten Seele in den blauen Augen, in den regelmäßigen Zügen, und er konnte sich nicht überreden, daß diese edle Jungfrau, die er füglich den schönsten Frauengestalten auf den Gemählden der ersten Meister, welche er in Deutschland und Flandern gesehn, an die Seite setzen konnte, und das

gutmüthige fröhliche Kind, mit dem er oft gefällig gespielt, eine und dieselbe Person sey?

Verlegen blieb er stehn, ihm fehlte die Zuversicht, mit der er sich der Jugendgespielinn zu nahen gedacht hatte; jetzt heftete auch Jutta ihre Blicke auf ihn, und sie sanken schüchtern nieder. Ein Jüngling näher dem Manne in vortheilhafter Kleidung, das dunkel blonde Haar zierlich gescheitelt und in reichen Locken auf den Spitzenkragen niederwallend mit hellen braunen Augen und geistvollen Zügen stand vor ihr. Aber in diesen Zügen lag etwas, das sie dunkel an eine liebliche Zeit erinnerte; diese Mienen waren ihr nicht völlig fremd, und das vergnügte Lächeln, das sie bewegte, der Mutter schlaues Schmunzeln — Was steckte dahinter? Wer war der Fremde? — Auf einmahl blitzte es durch ihre Seele und — Herrmann! lieber Vetter Herrmann! flog von ihren Lippen, ihre Arme wollten sich öffnen ihn zu umfangen, aber sie sanken schnell nieder, sie both ihm bloß schwesterlich die Hand, und sagte mit gerührter Stimme: Ach das ist schön, daß du — daß ihr wieder da seyd!

Er hatte nicht so bald Worte gefunden. Stumm hielt er die dargebothene Rechte in

der seinen, sein Blick irrte über diese reizenden Formen, sein Herz war von Erinnerung und Gegenwart zu sehr bewegt, aber seine Augen sprachen um desto lebhafter, und Jutta mußte die ihrigen vor diesen allzuberedten Dollmetschern der Gedanken verlegen senken. Die Mutter machte endlich dieser stummen Scene ein Ende, indem sie mit freundlicher Redseligkeit den lieben Verwandten zum Sitzen nöthigte, und nun des Erzählens und Erkundigens kein Ende wurde.

Von diesem Tage war Vetter Herrmann ein willkommener und fleißiger Besucher in dem kleinen Häuschen; denn ihm, als einem so nahen Blutsfreund, galt der Bann nicht, der sonst jeden jungen Mann von Jutta fern hielt. Engelbertha lebte im Anblick der hoffnungsreichen Jugend ihres Neffens neu auf, seine Gespräche, seine Erzählungen von fremden Ländern und Menschen fielen wie Sonnenstrahlen in die stille Dämmerung dieses beschränkten Hauswesens, seine schöne Kunst, seine frommen Bilder, welche meist Heilige, oder Scenen aus der Bibel zum Gegenstande hatten, und mit eben so viel Fleiß als Andacht gemahlt waren, erbauten und erfreuten die beyden Frauen,

und auch ihm war nie wohler zu Muthe, als wenn er nach einem an seiner Staffeley fleißig vollbrachten Tage Abends in das schmale Gäßchen trat, und ihm schon von fern der helle Kerzenschein aus den niedrigen Fenstern entgegen leuchtete; denn hinter diesen kleinen Scheiben leuchteten noch zwey andere, o wie viel schönere Lichter! und eine himmlische Gestalt saß und bewegte sich dann den ganzen Abend vor ihm, er durfte mit ihr kosen, er durfte dem Silberklang ihrer Stimme lauschen, und begierig in sein Herz die Schönheitsstrahlen sammeln, die sie wie ein Heiligenschein umgaben.

Dabey war er fleißig und mit ganzer Seele bey seinen Arbeiten, die ihm am besten gelangen, wenn sie fromme und dabey recht kindlich liebende Gegenstände darstellten. Sein reines Gemüth gefiel sich am besten in ihnen, und kaum ahnete er selbst die tiefe Innigkeit, mit der diese Schöpfungen, wie sie aus dem liebevollen Herzen kamen, auch jeden Beschauer ergriffen. Noch hatte er sich den Plan seines Lebens nicht deutlich gemacht, und nur so viel aus dem ersten Überblick seiner Verhältnisse erkannt, daß in diesem kleinen unbemerkten Städt-

chen seines Bleibens für alle Zukunft nicht seyn könne, indem dieser Raum für einen Künstler zu beschränkt wäre, der erst noch recht bekannt werden mußte, um auch berühmt und gesucht zu seyn. Vor der Hand aber fand er nichts an seiner Lage zu ändern, er nahm sich bloß vor, hier erst, was er auf seinen Reisen gelernt, in Ausübung zu bringen, und indessen sich mit Gelegenheit nach einem passendern Aufenthalt, oder einer Anstellung bey irgend einem Großen umzusehn, die es ihm möglich machen würde, einen bedeutenden Nahmen und so viel Vermögen zu erwerben, daß er — hier stockte der Fluß seiner Gedanken, sein Herz wallte hoch auf, Jutta's Bild in allen seinem Liebreiz stand vor ihm, und die Vorstellung, dieß holde Wesen einst auf immer sein nennen zu können, unterbrach und verwirrte mit süßer Trunkenheit alle Plane seines Verstandes.

Indessen, so unbeachtet das Städtchen schien, so waren seine Bewohner gutmüthig und wohlhabend, und das Sprichwort, daß kein Prophet im Vaterlande gelte, traf bey ihnen nicht ein. Sobald es bekannt war, daß Herrmann Freywald, der Sohn eines ihrer geachtetsten Rathsmänner, als ein geschickter Mahler

von seinen Reisen zurück gekommen sey, und eine hübsche Sammlung eigner und fremder Arbeiten in seiner Wohnung aufgestellt habe, fühlten sie sich dadurch geehrt und bewogen, hinzugehn, und erstaunten über die hinreissende Ähnlichkeit, mit welcher der junge Mahler zuerst seine Verwandten gemahlt hatte, so daß die gute Witwe Engelbertha auf der Leinwand zu athmen schien, und Jutta schöner, als sie ihnen je vorgekommen, und doch zum Sprechen ähnlich, in unendlichem wunderbaren Liebreiz auf sie herabblickte. Das gefiel den wohlbehaglichen Menschen, und nun bekam Herrmann alle Hände voll zu thun, um die achtbaren Rathsmänner in ihren pelzverbrämten Schauben, die züchtigen Hausfrauen in schwarzen Kleidern mit vielgefalteten Halskrausen, und goldenen Kettlein, und die Töchter in reichen Spangenmiedern und zierlichen Federhüthen zu mahlen, womit der weitgereisete Landsmann sie eben so geschmackvoll als vortheilhaft zu schmücken verstand. So ging es eine Weile fort, und indeß umspann die Liebe die Herzen der beyden jungen Leute immer enger und fester mit ihren tausend goldnen Netzgeweben aus zärtlichem Gekose, seelenvollen Blicken,

stillen Seufzern, mancher Ungewißheit, mancher Furcht, selbst mancher eifersüchtigen Regung, und der darauf folgenden süßen Versöhnung.

Frau Engelbertha sah dem Spiel oft mit Freude, öfter mit geheimer Sorge zu. Der Künstlerstand schien ihr etwas gar zu unzuverläßiges; viel lieber hätte sie's gesehn, wenn ihr künftiger Eidam ein bürgerlich Gewerb oder Handthierung getrieben hätte. Doch vermochte sie's nicht, den Sohn ihrer Schwester, der ihr wie ein eignes Kind lieb geworden war, aus ihrer und Jutta's Nähe zu verbannen, und so ging denn das gefährliche Wesen seinen Gang fort. Aber nachdem anderthalb Jahre seit Herrmanns Rückkunft verflossen waren, kam auf einmahl ein Sendschreiben aus einer der ersten Hansestädte, in welcher er sich früher aufgehalten und einige schöne Arbeiten verfertigt hatte, mit dem Antrag an ihn, ein Altarblatt für eine ihrer ersten Kirchen zu mahlen, die heil. Katharina, wie sie vor dem Tribunal des Römischen Proconsuls die Sätze ihrer heiligen Religion vertheidigt.

Herrmann war außer sich vor Freude. Das war es, was er längst gewünscht hatte, Vestel=

lungen für auswärts in größere Städte, damit seine Arbeiten gesehn und nach ihrem Werthe bekannt würden. Er machte sich sogleich an's Werk, entwarf mehrere Cartons, und brachte sie zu Jutta, um sie ihrer Wahl vorzulegen. Hocherröthend sah das bescheidene Mädchen auf jedem derselben ihre Züge in denen der Heiligen, schob die Blätter verlegen von sich weg, und erklärte, daß sie gar nichts damit zu thun haben wolle. Aber Herrmann redete ihr zu, er stellte ihr vor, wie in der fernen Meerstadt kein Mensch sie kenne, und das Urbild nie errathen würde, das ihm bey seiner schönsten Gestalt vorgeschwebt, und wie endlich, falls man es erkennte, gar nichts daran gelegen, und der Fall bey Mahlern sehr gewöhnlich sey, daß ihre nächsten Verwandten, Schwestern, Töchter — Frauen — bey diesem Worte überzog eine glühende Röthe des jungen Künstlers Wange— ihnen als Vorbilder gesessen. Er erzählte hierauf mehrere Beyspiele, die ihm aus eigener Erfahrung und der Mahlergeschichte bekannt waren, und überwand endlich den Widerwillen des züchtigen Kindes. Sie gab es zu, sich als heil. Katharina verklärt zu erblicken — war es doch

eine Heilige, eine Jungfrau, welche noch überdieß die Reine hieß!

Die Arbeit wurde nun angefangen und mit dem ernstesten Fleiße fortgesetzt. Der ganze Winter ging darüber hin; gegen den Frühling war das Gemählde fertig, und befriedigte Alle, die es sahen, nur den Künstler nicht, vor dessen Seele noch unerreichte Urbilder schwebten, und ihm nur in seltnen Augenblicken das Vergnügen künstlerischer Entzückung über sein gelungenes Werk vergönnten. Der Abrede gemäß, sollte er mit demselben selbst nach dem Orte der Bestellung reisen, und es in der benannten Kirche unter seiner eignen Aufsicht aufstellen lassen. Der Zeitpunkt rückte heran, und in einer ganz besondern Stimmung wandelte auch Herrmann am ersten Osterfeyertag aus dem Thore der Stadt hinaus in die freye Natur, die sein Fleiß ihm in der letzten Zeit wenig zu sehen erlaubt hatte, und eine der ersten Erscheinungen, auf die sein Blick traf, war Jutta an Engelbertha's Seite. Grüßend gesellte er sich zu ihnen, ihm war so sonderbar zu Muth! Der Frühling regte sympathetisch alle Tiefen seines Wesens auf, das holde Kind, das er schon lange im Stillen geliebt, wandelte un-

ter traulichem Gekose an seiner Seite, seinem Leben stand eine entscheidende Epoche vor, die ihn entweder auf der Bahn des öffentlichen Beyfalls zu Glück und Ehre führen, oder der Dunkelheit wieder übergeben mußte, der er sich kaum zu entwinden versucht. Und wenn sein Streben gelang, wenn sein Werk das war, was er mit allen Kräften seiner Seele daraus zu machen gewünscht hatte — wenn er seinen Nahmen im deutschen Vaterland verbreiten, ihm durch zahlreiche Bestellungen zu reichem Erwerbe helfen könnte? dann — lag noch eine schönere Zukunft im Morgenrothe jugendlicher Liebeshoffnung vor ihm, und sein Blick fiel bey solchen Gedanken wärmer auf die schöne Muhme an seiner Seite, und zuversichtlicher wagte er es bey einigen beschwerlichen Stellen, sie leise am Arm zu fassen, und ihre Schritte über kleine Graben, oder die Steine im Wege zu leiten.

Auch in Jutta's Seele bewegten sich stille Freude und selige Hoffnungen, wie frohe Kinder durch die Blumenbeeten eines hellbesonnten Gartens. Nur zuweilen zog der trübe Wolkenschatten der nahen Trennung verhüllend darüber, und alle Blumen neigten sich zur Erde,

und die Kinder standen ernst vor ihren verdunkelten Freuden. So verging der wunderschöne Nachmittag wie ein süßer Traum unter bedeutungsvollen Gesprächen und holdseligen Beweisen verborgner aber inniger Liebe. Und als nun die Sonne hinter die Berge sank, der Abendthau bläulich und dicht aus den noch feuchten Gründen aufstieg, die Mutter zur Heimkehr mahnte, der Vetter sie bis an die kleine Wohnung geleitete, da noch an der Thüre mit leisem Händedruck und seligen Blicken von der Geliebten Abschied nahm, sie hinauf in's Kämmerlein stieg, ihren Sonntagsstaat ablegte, und sich nun in dem dunklen Stübchen an's Fenster hinsetzte, da schwoll ihre Brust von unnennbaren Empfindungen, sie wußte nicht recht, ob ihr wohl oder weh sey, sie überdachte den Lauf der letzten Stunden, sie entwickelte aus den kleinen Begebenheiten dieses Nachmittags, so unscheinbar sie jedem Andern seyn mochten, eine Welt von Bemerkungen, von Hoffnungen, stillen Seligkeiten und nahem Schmerz, wenn nun der theure Freund entfernt seyn, wenn kein Abend ihn mehr bringen, sie nicht mehr auf den Ton seines Klingelzuges horchen, ihm kein einfaches Mahl mehr be-

reiten, nicht mehr ihre ganze Welt so vollgenügend in seinen Blicken und Worten finden würde! Vergebens sagte sie sich, daß ja nur höchstens drey Monathe zwischen diesem Abschied und einem Wiedersehn liegen sollten, das ihr hoffentlich eine frohe Zukunft zusichern werde. Der Schmerz der Trennung trat immer vor allen diesen Hoffnungen voraus, und als jetzt der Vollmond über dem gegenüberstehenden Hause herauf gekommen war, und sein volles Licht auf ihr Gesicht in das kleine dämmernde Kämmerlein goß — da faßte es ihre Brust mit heftigem Weh, und sie brach in heißes lange verhaltenes Schluchzen aus.

Diese düstere Stimmung verließ sie von dem an nicht mehr, und als acht Tage darauf Herrmann von ihr Abschied nahm, und voll froher Hoffnung sich mit seinem Kunstwerke auf den Weg machte, ging ein so schmerzhaftes Gefühl durch ihr ganzes Wesen, daß Herrmann und die Mutter sie kaum trösten konnten, und alle Aussichten in eine nahe freudige Zukunft unwirksam blieben.

Herrmanns Reise war höchst angenehm durch die ringserwachende Natur, welche Alles zum Leben, und den hoffnungsreichen Jüngling zu frohen Aussichten in ein verschönertes

Daseyn rief. Sobald er an Ort und Stelle angelangt war, eilte er sogleich, seinen Verwandten Nachricht zu geben, und obgleich sein Brief an Base Engelbertha gerichtet war, schien doch nur seine Feder mit dieser zu sprechen, indeß alle seine Gedanken und Empfindungen die traute Herzensgespielinn meinten. Man empfing ihn ehrenvoll, der Magistrat der kleinen Republik wies ihm eine eigne Wohnung an, in welcher er sein bestelltes Bild und noch manches andere zur Schau ausstellte. Viele kamen ihn zu besuchen, die Zimmer des jungen Künstlers wurden den ganzen Tag von Beschauern und Bewunderern nicht leer, und die anspruchslose Liebenswürdigkeit seines Benehmens gewann ihm die Neigung derjenigen, die früher seinem Talente ihre Achtung gezollt hatten. Am meisten freute es ihn, wenn die Züge seiner Jutta, hier unerkannt, einigen Antheil und Bewunderung erregten; denn gar zu schön und erhaben stand die Heilige im fürstlichen Gewande da, das blonde Haar über die Schultern verstreut, das blaue Auge zum Himmel erhoben, und vertheidigte mit begeisterter Andacht die Sätze ihres heiligen Glaubens: und sein Herz schwoll von Sehnsucht und Freu-

de bey dem Bewußtseyn, daß das Urbild dieses himmlischen Wesens auch ihm mit treuer Liebe zugethan sey, daß es einst, und vielleicht bald, seine Gefährtinn durch ein langes glückliches Leben seyn werde.

Im Anfange seines Aufenthalts in der Seestadt, waren ihm das Zudrängen so vieler fremden Gesichter und die zahlreichen Einladungen sehr lästig, die an ihn ergingen, indem jeder angesehene Senator, oder überreiche Handelsherr den fremden Künstler, von dessen Talent wie von dessen Benehmen Alles mit Achtung sprach, auch in seinem Hause zu beehren, und dadurch wenigstens den Schein haben wollte, die Kunst zu schätzen. Nach und nach gewöhnte er sich daran, er wurde bekannter, er sah sich überall mit Achtung und in manchem Hause mit Freundlichkeit aufgenommen, die angestammte Pracht, welche in den Patrizischen Familien herrschte, die vielfältigen Genüße, welche Reichthum und ein ausgebreiteter Handel verschafften, der Sinn für's Schöne und Rechte, den er in dem Herzen so manches achtbaren Bürgers fand, söhnten ihn allmählig mit der fremdartigen Lebensweise aus. Er lernte, was er bisher nicht recht verstanden hatte, sich mit

Leichtigkeit darein schicken, und fand endlich sogar einiges Vergnügen an diesen Zerstreuungen, welche fast immer mit Auszeichnungen und ehrenvollen Rücksichten auf seine Persönlichkeit und sein Talent verbunden waren.

Unterdessen waren unter seiner Leitung die Anstalten zur vortheilhaftesten Aufstellung des Altarblattes geendigt worden, und das nächste Frohnleichnamsfest war bestimmt, um die schützenden Hüllen wegzunehmen, und es als Gegenstand der allgemeinen Verehrung dem Volke zu zeigen. Die weite Kirche war gedrängt voll, und wenn gleich die Ehrfurcht des Ortes und des feyerlichen Gottesdienstes die freudigen Äußerungen der Menge im Zaume hielt, so verkündete doch das tiefe Murmeln, das, wie ein dumpfes Rauschen ferner Wasser, durch die Versammlung ging, genugsam, daß ihre Gemüther zwischen der Andacht des Festes und der Aufmerksamkeit auf das Bild getheilt sey. Herrmann's Herz, schon lange mit angenehmen Gefühlen seines Werths und der allgemeinen Achtung genährt, schwoll während dieses Morgens immer höher und höher auf. Er bemerkte wohl, wie sich zeitweise die Blicke der Anwesenden auf das Oratorium wendeten, in wel-

chem er in Mitte der Senatoren und Vornehmsten der Stadt sich befand, und wo man ihm bald hier bald dort Äußerungen des Beyfalls zuflüsterte. Sein Blut wallte heißer, Freudigkeit und Stolz strahlten aus seinen lebhaften braunen Augen, es war der Tag seiner Verklärung, und er meinte nicht, jemahls einen schöneren erlebt zu haben.

Sein Triumph wurde noch verlängert, als beym Herausgehen aus der Kirche eine Menge Volkes den Senatoren, die ihn in ihrer Mitte hatten, nachfolgten, der Haufe immer größer wurde, und er seinen Nahmen da und dort mit Theilnahme und Erstaunen nennen hörte. Zu Mittag war er bey dem Bürgermeister gebethen, ein glänzendes Mahl vereinigte hier Alles, was die Hanseestadt Vornehmes und Ausgezeichnetes hatte. Sein Platz war zur Linken des Bürgermeisters, eine reiche Tafelmusik verkündete von einer mit Teppichen verzierten Tribune durch Zinken und Hörnerschall jede Gesundheit, die hier auf's Wohl des allergnädigsten Kaisers, des römisch deutschen Reiches, der hochlöbl. Stadt, der Rathsherren und des Künstlers ausgebracht wurde, welcher ihre Stadt mit einem so vortrefflichen Kunstwerke geziert

hatte. Die schönen, künstlich aus Gold und Silber gearbeiteten Trinkgefäße, die vielen und seltenen Gerichte, in wundersamen Gestalten von Pfauen und Drachen u. s. w. durch ächzende Diener auf die breiten Tafeln gehoben, gemüthlicher Scherz und heiteres Lachen verherrlichten das Fest, das bis gegen Abend währte, und Herrmann, vor Geräusch, Wein und hell aufflimmernden Stolz, seiner selbst nicht ganz mächtig, wollte nun mit der sinkenden Dämmerung in sein Quartier zurückkehren. Beym Umbiegen um die nächste Straßenecke war es ihm, als hörte er hinter sich eilfertig gehen, und in der Meinung, daß vielleicht einer der Mitgäste ihm nachgegangen sey, wandte er sich um, und erblickte einen unbekannten aber ansehnlichen Mann, der sehr anständig gekleidet und grüßend vor ihm stand. Die Art aber dieser Kleidung, der schwarze Hut mit der wallenden feuerrothen Feder, die scharfgeschnittenen Züge, die dunkle Gesichtsfarbe ließen auf einen Südländer schließen, und so war es auch. Signor Corradelli gab sich sogleich dem fragenden Künstler als einen Kunstliebhaber, ja als einen Bilderhändler aus Italien zu kennen, der seiner Geschäfte wegen gestern in diese

Stadt gekommen sey, heute Morgens die allgemeine Bewunderung des göttlichen Kunstwerkes getheilt habe, und nun den Zufall preise, der ihm noch in dieser Abendstunde das Vergnügen verschaffe, die persönliche Bekanntschaft eines Mannes zu machen, den er schon heut Morgens in seinem Meisterstücke verehrt, und den er nun voll Freude auf seinem Heimwege vor sich her habe schreiten sehen.

Das Gespräch war angeknüpft, der Fremde schlenderte neben Herrmann her. Der Weg zu dessen Wohnung führte an der Rhede vorbey, wo eine große Anzahl Schiffe vor Anker lag, und die letzten Gluthen der schon gesunkenen Sonne durch den Mastenwald herüberschimmerten. Der Abend war so still, der hohe Festtag hatte die laute Geschäftigkeit des Ufers schweigen gemacht, nur hier und da tönte der einsame Gesang eines Matrosen durch die klare Luft. Rückwärts lag die Stadt mit ihren Thürmen, vielgestaltigen Erkern und spitzigen Giebeln im sterbenden Tagesschein, vorn hin verlor sich der Blick in's Unermeßliche, denn in der Ferne dehnte das Meer sich aus, und seine Schimmer spielten in die röthlichen Tinten des Abends. O wie schön! rief Herrmann, indem er stille

stand, und die Hand entzückt gegen die abendliche Landschaft bewegte, um den Gefährten auf ihre Reize aufmerksam zu machen: Seht doch, Signor Corradelli, diese Töne der Luft, dieses lodernde Feuer am Horizont, das sich nach und nach in brennendes Gelb, und endlich in das zarteste Grün verläuft, bis das reine Blau in unmerklicher Abschattung eintritt, durch welches seltne rothe Wölkchen schwimmen, dann dort den Glanz der fernen See, hier diese Häusermassen, die grell aus der Dämmrung der engen Straßen hervortreten, wie dort oben das Kreuz auf dem Thurme noch flammt, und die zusammengedrängten Schiffe da drüben einen schönen Contrast mit der ruhigen Ebene bilden, in welcher das Gestade sich in's Meer verläuft!

Der Italiener hatte schweigend zugehört, und sagte endlich: Unstreitig, der Prospect ist schön, und ich läugne auch nicht, daß er mahlerischen Effect hat. Aber nehmt's mir nicht übel, Meister Freywald, ihr waret wohl nie in Italien? Nein, antwortete dieser.

Das dachte ich, versetzte der Italiener, denn sonst würde diese nordische Natur mit ihren graulichen Tinten, und kalten Färbungen euch nicht so entzücken; und nun fing er an, eine

hinreissende Beschreibung von der Schönheit Italienischer Landschaft, von diesen warmen Tönen der Luft, von dem duftigen Schmelz der Fernen, von den ganz eignen Beleuchtungen und Farben der verschiednen Tageszeiten, von den Wirkungen des Lichts und Schattens, unter diesen wehenden Pinien, an den majestätischen Überbleibseln einer größern schönern Vorwelt, oder bey den Werken neuerer Baukunst, z. B. am Dome St. Peters und andern Herrlichkeiten der ewigen Welthauptstadt zu entwerfen. Überhaupt, setzte er endlich hinzu, ihr solltet nach Wälschland gehn; dort erst würdet ihr ein würdiges Feld für eure Thätigkeit finden. Was soll, verzeiht mir den Ausdruck, das stupide Anstaunen dieser Reichsstädtler bey einem Talent, wie das Eurige? Können sie wohl die ganze Tiefe eurer Kunst einsehen? Können sie sie nur ahnen? So fuhr er fort, dem staunenden Freywald eine Welt zu öffnen, von der er keinen Begriff gehabt, wo jeder Blick, den er darauf warf, seine Eitelkeit, seinen Ehrgeiz mit lebendigen Stacheln aufspornte. Eine glänzende Zukunft voll Beyfall, Ruhm und weithin bekanntem Wirken, in dem herrlichsten Lande von Europa, in den Umgebungen der

größten Meisterwerke alt und neuer Zeit, im Umgange mit Großen, mit Fürsten, die sich den Besitz der vorzüglichsten Künstler voll Eifersucht streitig machen, that sich vor ihm auf; er hörte seinen Nahmen von der Mit- und Nachwelt nennen, er sah sich im Geist den Heroen seiner Kunst beygezählt, vor denen er sich bisher in stiller Demuth gebeugt hatte. Corradelli's Beredsamkeit fand einen nur zu empfänglichen Zunder in dem von den Ehren dieses Tages schwindelnden Gemüthe, und Freywald wußte nicht recht, wie ihm geschah, ob er wache, ob er träume, oder ob jene herrliche Zeit schon wirklich vor ihm stehe.

Sie hatten sich auf einen Steinblock am Ufer gesetzt; während ihres langen Gespräches war die Nacht herangekommen, auf den Schiffen entglommen Laternen, und aus den Fenstern der Häuser strahlte häuslich und freundlich der Schein der Kerzen, um welchen sich die Bewohner nach dem festlichen Tage jetzt in stiller Zufriedenheit versammelten. Sonst hatte dieß Bild häuslichen Beysammenlebens innig an Freywalds Herz gerührt; jetzt schien ihm das Alles so enge, so beschränkend, diese unförmlichen Häusermassen, diese winklichten

Straßen, dieses förmlich steife Leben in einer deutschen Reichsstadt!

An seiner Hausthüre beurlaubte sich der Fremde, mit der Bitte, ihn wieder besuchen, und seine übrigen Arbeiten bewundern zu dürfen. Freywald würde ihn selbst darum ersucht haben, wenn Corradelli nicht davon gesprochen hätte, so heftig verlangte ihn nach Mehrerem, was ihm dieser von jener Wunderwelt erzählen konnte.

Er war nun allein, allein mit sich und einer Fülle von Gedanken und Empfindungen, in deren Verwirrung er vergebens Licht und Ordnung zu bringen sich bestrebte. Er fühlte sich verwandelt, seinen Standpunct gegen die Welt verändert, und Vieles, was ihm gestern, was ihm noch diesen Morgen wichtig oder unbedeutend geschienen hatte, zeigte sich nun unter ganz verschiedenen Verhältnissen. Er blickte im Zimmer umher, rings umgaben ihn die Proben seiner Kunst, er zündete die Lampe an, welche von der Decke herabhängend schon oft seinem nächtlichen Fleiße geleuchtet hatte, er betrachtete seine Gemählde, sie dünkten ihm besser als sonst, mit Lust weidete er sich an diesen Geschöpfen seines Geistes, sein Herz schwoll von schim-

mernden Hoffnungen auf Ruhm, auf Bekanntwerden seines Nahmens in der ganzen Christenheit, so weit die Künste mit ihrem Lichte gedrungen waren, seine Phantasie trug ihn in ferne kommende Zeiten, und erst der Klang der nahen Thurmuhr, welche langsam die eilfte Stunde vor Mitternacht angab, weckte ihn aus seinem wachen Traume.

Er raffte sich auf, löschte die Lampe, und schickte sich an, zur Ruhe zu gehen. Sonst hatte er keinen Tag beschlossen, ohne bethend seinem Schöpfer zu danken, Jutta und das Glück seiner Liebe dem göttlichen Schutz zu empfehlen, und mit frommen Gedanken sich dem Schlaf zu überlassen. Heut war es anders. Er konnte zu keinem zusammenhängenden Nachdenken über das Vergangene und die Gegenwart gelangen, nur die Zukunft beschäftigte ihn, und ein unruhiger Schlaf, von Wallungen des erhitzten Blutes, von lebhaften und fürchterlichen Traumbildern unterbrochen, in welchen er seinen neuen Bekannten, diesen Corradelli, unter allerley unheimlichen feindseligen Beziehungen erblickte, folgte auf einen höchst unruhigen Tag.

Er erwachte spät und mit dumpfem Sinn, der Schmaus und die Zerstreuungen des gestrigen

Tages sollten Ursache daran seyn. Wie er an's Fenster trat, war der Frühgottesdienst, dem er gewöhnlich beyzuwohnen pflegte, schon zu Ende und die Gemeine strömte aus der Kirche. Das that ihm leid, er stellte sich an's Fenster, in das die Morgensonne so hell und erheiternd blickte, faltete die Hände und verrichtete sein Morgengebeth für Jutta und sich. Ihr letzter Brief lag offen auf dem Tische neben ihm, er nahm ihn und las ihn wieder. Die Sehnsucht des treuen Herzens nach ihm, die Trauer ihrer stillen Einsamkeit, so zart von jungfräulicher Zurückhaltung, die sich auch in dem Brief nicht verläugnete, verschleyert, die fromme Ergebung, womit sie eine Trennung ertrug, die, wie sie hoffte, bald zu einer schönen Zukunft führen sollte, ergriffen ihn mächtig. Und was würde Jutta sagen, rief er, wenn du dem Gedanken folgtest, den der Fremde in dir geweckt, wenn du nach Italien gingst?

Nein, Nein! dieses Herzeleid kann ich meiner Jutta nicht anthun. Was soll mir Wälschland? Bin ich im Vaterlande nicht geliebt und geehrt? Habe ich nicht mehr Arbeit und Bestellungen, als ich in drey Jahren vollenden kann? Gibt es nicht in Deutschland und Flan-

dern Mahler, die großen, ja ewigen Ruhm erlangt haben, ohne je über die Alpen gekommen zu seyn, und blüht nur dort das Heil für die Kunst? —

Mit solchen Gedanken beschwichtigte er die immer neu aufwallende Unruhe in seiner Brust, und setzte sich endlich an die Staffeley, um an dem Porträt eines Senators zu arbeiten, das er vor seiner Abreise zu endigen versprochen; die übrigen Bestellungen sollten dann zu Hause fertig gemacht werden. Da pochte es leise an seiner Thür, und mit einem schaurigen Gefühl ergriff ihn die Vermuthung, daß es der Italiener sey. Dennoch ging er zu öffnen, und Corradelli trat ein. Jetzt beym hellen Tagesschein kam ihm die Phisiognomie des Bilderhändlers besonders widrig, seine Manieren besonders zudringlich vor, und es wäre ihm lieber gewesen, dem Menschen nie begegnet zu haben. Doch es ließ sich nicht ändern, und endlich mußte diese Bekanntschaft ohnedieß bald abgerissen werden; denn Freywald nahm sich vor, in zwey bis drey Wochen die Seestadt zu verlassen, und in die Arme seines Mädchens zu eilen.

In dieser Stimmung war er höflich aber kalt mit dem Fremden, wie freundlich und zu-

thätig sich dieser auch immer bewies, und endlich nicht undeutlich zu verstehen gab, er könnte wohl einige Bilder seines Freundes kaufen, und sich gute Geschäfte damit zu machen versprechen. Ein Wort gab das andre, es war zuletzt, als ob dem Italiener nicht zu entkommen wäre. Herrmann fand sich nach einer Viertelstunde in ein angelegnes Gespräch verwickelt, Corradelli hohlte ein Bild nach dem andern von der Wand, stellte es auf die Staffeley, prüfte, betrachtete, lobte lebhaft, und tadelte so, daß aus diesem Tadel die feinste Schmeicheley hervorging, und das Alles that er nicht mit der blöden Bewunderung des Layen, er pries und schalt als Kenner, als tiefeingeweihter Jünger der Kunst, mit scharfem Urtheil und umfassender Erfahrung; er kannte alle Werke großer Meister, alle Schulen. Freywald fühlte wohl, daß er mit einem überlegnen Geiste spräche, und dieser Geist schätzte und bewunderte seine Arbeiten, und fand den größten Fehler derselben nur darin, daß sie noch zu sehr nach ängstlicher deutscher Art und Kunst schmeckten, und die freyere Ansicht der Italischen Kunstwerke, und die Weihe des Alterthums noch nicht über den Meister derselben gekommen sey. Das Pro=

ject, dieses hesperidische Land zu sehen, wurde von Neuem besprochen, Corradelli versprach dort Ruhm, Auszeichnung und ein Leben, wie man sich's im kalten Nord auch nicht träumen lassen konnte. Freywalds Phantasie entzündete sich, und der Gedanke an diese Reise beschäftigte ihn noch lange, nachdem der Fremde sich bereits entfernt hatte.

Noch hielt ihm der Gedanke an Jutta, an ein stilles Leben in der Vaterstadt mächtig das Gleichgewicht. Er schwankte unentschlossen; in einigen der nächsten Besuche — denn der Italiener kam jetzt fast täglich — hatte er ihm bald diesen Zweifel abgemerkt. Ohne unbescheiden zu seyn, wußte er in sein Geheimniß einzudringen, er stand entzückt vor dem Bild des holden Mädchens, das ihm Freywald mit dem Stolze des glücklichen Liebhabers zeigte, er erkannte die Züge der heil. Katharina darin, pries den Künstler selig, der solch ein Urbild besitze, erzählte von Raphael und andern großen Meistern, die durch schöne Frauen zu ihren größten Werken waren begeistert worden, und gewann nach und nach des Jünglings Zutrauen so weit, daß er die geheime Scheu, die sich noch oft in seinem Busen gegen den neuen

Freund regte, als ein albernes Vorurtheil niederkämpfte, und Corradelli's Umgang ihm eine Art von Bedürfniß ward.

Als nun die Zeit der Abreise aus der Seestadt herannahte, erklärte Corradelli, daß er gesonnen sey, Freywald in seine Vaterstadt zu begleiten, wenn es diesem nicht unangenehm wäre, weil ihn ohnedieß seine Geschäfte in jene Gegend führten. Im ersten Augenblick lehnte sich jenes sogenannte Vorurtheil gegen diesen Antrag in Herrmanns Seele auf. Jutta, ihr stilles Leben, die einfach altväterlichen Sitten der Stadt fielen ihm ein, in welche dieser Fremde störend treten würde, er sagte weder Ja noch Nein, und als Corradelli weg war, ging er aus, um auf einem einsamen Spaziergange diese Frage mit sich allein zu lösen.

Es war Sonnabend, die Feyerstunde hatte geschlagen, die Kirchthüren, an denen sein Weg ihn vorbey führte, standen offen, die Altäre waren erleuchtet, fromme Gesänge mengten sich in die feyerlichen Töne der Orgel, es zog ihn hinein niederzuknieen und zu bethen. Er that es mit einer Inbrunst, die er lange nicht gefühlt, und als die Andacht zu Ende war, und er seinen Spaziergang fortsetzte, fielen ihm manche

schöne Abende ein, wo er so mit Jutta und ihrer Mutter in der Vesper zusammengetroffen, wie sie so fromm gebethet, so schön dabey ausgesehn, wie er dann oft noch nach der Litaney die Mutter zu einem kleinen Spaziergang unter die Linden vor dem Thor beredet, sie dann einträchtig bey einem kleinen Mahl im Freyen beysammengesessen, und er sich an den Bildern künftiger häuslicher Seligkeit an der Seite des holden Mädchens erquickt. Und nun dieser Corradelli? Es ging nicht, er paßte nicht in diesen Kreis, und ihn zu Hause, wo der Italiener außer Herrmann niemand kannte, von sich fern zu halten, wäre viel schwerer gewesen, als sich hier von ihm zu trennen. Der Entschluß, ihn nicht zum Reisegefährten anzunehmen, bildete sich aus, und als Corradelli das nächstemahl kam, wußte Freywald sich unter einem schicklichen Vorwande von seiner Begleitung los zu machen. Dem Italiener schien das eben gelegen, denn er hatte gestern Abends einen Brief aus Augsburg erhalten, wo er sich zu Ende des laufenden Monats mit allen seinen Gemählden bey dem reichen Fugger einfinden müsse. Das Gespräch rollte nun über Augsburg, über das schon nach dem südlichen Himmel schmeckende

Leben daselbst, über die Kunstschätze, die sich dort im öffentlichen und Privatbesitz befinden, über den Handelsverkehr der Stadt, ihre Verbindung mit Italien, und wie so manches Schöne und Herrliche von dort her in dieselbe eingewandert sey, u. s. w. Es fand sich endlich, daß der Umweg über Augsburg nach Freywalds Heimath, zusammt einem kurzen Aufenthalt daselbst, keine vierzehn Tage betragen würde, und diese Verlängerung könnte doch bey einer Abwesenheit von drey Monathen nicht in Betracht kommen. Der Jüngling schwankte. Freylich trieb ihn sein Herz, die Geliebte nach so langer Trennung wieder zu sehn; aber der Reiz, die große Handelsstadt, und so vieles Wichtige für seine Kunst kennen zu lernen, sprach ebenfalls mächtig an sein Gemüth. Zudem ließ sich an dem Aufenthalt in der Seestadt noch etwas abkürzen, man konnte im Reisen die Nacht zu Hülfe nehmen; so blieben etwa acht bis neun Tage. Er konnte zu keiner Entscheidung kommen. Corradelli ging bald fort, und warf im Gehen nur noch den Gedanken hin, wie sehr es den edlen alten Fugger, den Liebhaber und Beschützer der Kunst, der in Italien und Spanien so vieles gesehn, und mit nach Hause gebracht hatte,

freuen würde, den jungen Mann persönlich kennen zu lernen, von welchem der Ruf ihm schon so viel vortheilhaftes erzählt. Von mir? fragte Freywald wundernd: Wie soll mein Nahme bis dahin gedrungen seyn? Vergebt! antwortete der Italiener: Ihr scheint nicht zu wissen, welcher thätige Verkehr zwischen uns Kunsthändlern und den Kunstkennern und Liebhabern ist, wie schnell und eifrig Alles aufgefaßt wird, was sich in diesem Gebiethe neu und vortheilhaft zeigt. Fünf Tage nach der Aufstellung eures Bildes wußte Fugger schon davon, und, daß ich's nur gestehe, er hat mir aufgetragen, euch, wenn es möglich wäre, zu dieser Reise zu bereden. Da wißt ihr's nun, und nun thut, was ihr wollt. Mit diesen Worten setzte Corradelli seinen Hut auf, drückte die blutrothe Feder über das funkelnde Auge, lächelte seinem Freund mit widerlich grinsendem Ausdruck an, und verschwand hinter der Thür.

Ein Heer von Gedanken fluthete durch Freywalds Brust. Sein Nahme in Augsburg bekannt, der Fugger begierig, ihn kennen zu lernen? Das hatte er nächst seinem Talent Niemand als Corradelli zu danken. Es freute, es erhob ihn, und wäre jenes widrige Lächeln

beym Abschied nicht gewesen, er hätte dem Italiener in dem Augenblick recht gut seyn können. So aber lehnte sich schon wieder etwas in seinem Innern gegen ihn auf. Doch die Stimme der Vernunft brachte jenes thörichte Gefühl zum Schweigen, und der Entschluß, nach Augsburg zu gehn, sich bey Fugger vorstellen zu lassen und die Kunstwerke und Herrlichkeiten der großen Reichsstadt zu schauen, war gefaßt.

Man reiste ab. Es verstand sich von selbst, daß Corradelli den Reisegefährten und Reisemarschall machte. Freywald sah sich mit Vergnügen aller der kleinlichen Sorgen und Geschäfte überhoben, die ihn bey ähnlichen Gelegenheiten beunruhigt hatten. Corradelli sorgte für Alles, und Freywald, im Besitze der reichen Spenden, womit die freygebigen Hansestädter seine Kunst gelohnt hatten, fragte nach keinen Kosten, wenn es nur rasch und bequem vorwärts ging. So hatten sie in drey Tagen und Nächten Augsburg erreicht, und Herrmann begriff die Anstelligkeit und Gewandtheit seines Gefährten nicht, als sie am ersten Abend im Gasthofe Rechnung machten, und es sich nun zeigte, daß, wenn er den Weg allein, und gewiß mit minderer Annehmlichkeit gemacht hätte, er viel-

leicht doch noch mehr ausgegeben hätte. Wundert euch nicht! antwortete Corradelli: Ich bringe mein Leben auf Reisen zu, ich verstehe das Handwerk und kenne die Kniffe der Wirthe und Posthalter. Gingt ihr mit mir, ich wollte euch in mein Vaterland führen, alles Merkwürdige sehen machen, und ich versichere euch, ihr bringt von dem Gelde, was ihr bey euch habt, noch die Hälfte nach Haus.

Am andern Morgen weckte Corradelli seinen Gefährten zeitig; sie gingen, die Stadt zu besehen. Die Schildereyen an den Häusern, die Bauart derselben, die Kirchen, die Gemählde in denselben, zogen Freywalds Aufmerksamkeit an sich. Auch hier erwies sich der Italiener als ein geschickter und nützlicher Begleiter, er wußte jeden Baumeister und Mahler zu nennen, er kannte die Geschichte jedes Kunstwerkes, und konnte nicht umhin, bey mancher wunderbaren Schilderey, bey manchen berühmten Gemählden seinen jungen Freund auf solche Fehler anfmerksam zu machen, die gerade in Freywalds Bildern von auffallenden Schönheiten überbothen wurden, ihm den wesentlichen Unterschied zwischen dem, was er in jungen Jahren schon geleistet, und dem, was hier

alte erfahrne Meister hingestellt, bemerken zu machen, im Ganzen aber an der deutschen Art und Kunst überhaupt das Steife, Ängstliche zu tadeln, das man nur jenseits der Alpen abzulegen im Stande sey, wo das Alterthum in seiner ganzen Heiligkeit den eingeweihten Jünger erfaßt. Freywald lehnte nun freylich dieß allzugütige Lob mit den Lippen ab, doch wurzelte es im Herzen, und er konnte sich endlich selbst nicht bergen, daß er auf einer bedeutenden Stufe, und wohl höher als die Meister seiner Zeit und seines Vaterlandes stehe.

Dieser Taumel, in welchen ihn Corradelli's Gespräche und sein eignes Herz nach und nach zu wiegen anfingen, ward noch verstärkt, als er bald darauf bey Fugger vorgestellt, hier mit Auszeichnung aufgenommen, und rings herum in den Häusern der Geschlechter, der Adelichen von Augsburg, zu ihren Banketten, Mummereyen und andern Festen gebethen wurde. Hier entfaltete sich vor ihm ein Lebensgenuß, von dem er vorher keinen Begriff gehabt, hier sah er unter den Augsburgerinnen in ihrer eigenthümlichen Tracht, in ihrem reichen Schmucke, Gestalten, die seine Künstleraugen entzückten und manches dieser holden Wesen kam

ihm mit stiller Aufmerksamkeit und freundlicher Achtung entgegen. Im Anfange war er blöde, schüchtern; allmählich wuchs mit dem Bewußtseyn seiner Bedeutenheit auch seine Zuversicht, und ein unbefangenes Benehmen unterstützte den vortheilhaften Eindruck, den sein Ruf, von einem gefälligen Äußern begleitet, beym ersten Anblick machte. Endlich wurde er durch Corradelli sogar dem Kaiser und seinen Söhnen bey Gelegenheit eines Turnieres vorgestellt, das mit großer Pracht in Augsburg gefeyert wurde, und mit herablassender Güte aufgenommen. Ja, die kaiserlichen Prinzen erzeigten ihm die Ehre, sich von ihm mahlen zu lassen, und einige Gemählde zu bestellen; der jüngere aber gab ihm noch einen schmeichelhaftern geheimen Auftrag. Auf dem Markt, über den der Erzherzog jeden Tag ritt, wohnte der reiche Kaufherr und Patricier Welser, und an dem Erkerfenster dieses Hauses erschien jeden Tag, zur selben Stunde, wenn der Prinz vorüber ritt, ein wunderschönes Frauenbild, das, zwischen den Gardinen halb versteckt, dem Kaisersohne mit hochklopfenden Herzen in bangem Kampfe von Liebe und Schmerz nachsah. Der verliebte Prinz wußte es so einzurichten, daß

es dem Mahler möglich wurde, aus dem Fenster eines gegenüber liegenden Hauses die holde Philippine zu zeichnen, und diese sanften Züge festzuhalten, die des Fürsten Herz längst in treuem Bilde verwahrte. Ferdinand lohnte ihn königlich, mehr noch ehrte den edelstolzen Jüngling des ritterlichen Fürsten Zutrauen, und die freundliche Achtung womit er, der Künste und Wissenschaften vor allen hochschätzte, den ausgezeichneten Landsmann behandelte. Bald wurde es Sitte in der glänzenden Reichsstadt, sein eignes Conterfey oder ein anderes Bildchen, wenn auch nur eine Handzeichnung von dem allbeliebten Meister zu besitzen. Freywald bekam Bestellung über Bestellung, und unmerklich zogen die Gegenstände dieser Schildereyen, meist Porträts, oder geschichtliche Aufgaben aus der alten und neuen Zeit, ihn von der ersten Richtung seines Gemüths auf fromme Vorstellungen, ab. An eine Rückkehr in das stille Städtchen seiner Heimath war nicht zu denken. Sein Ruf, sein Fortkommen auf der einmahl erwählten Bahn, (das ließ ihn Corradelli nie vergessen) machte es ihm nothwendig, im Zusammenfluß vieler Menschen, im Umgange mit Großen und Reichen zu leben.

Herrmann fing an es einzusehn, aber noch kostete es ihm ein Opfer; denn sein Herz hing warm an Jutta, und es gab Augenblicke, wo die Sehnsucht nach ihr und nach dem stillen Leben an ihrer Seite leuchtend in seiner Seele hervortrat, und alle Herrlichkeiten Augsburgs verdunkelte. Dann aber trat gewöhnlich Corradelli bald zu ihm herein, und sein begeistertes Anerkennen von Freywalds hoher Kunst, sein oft komischer Ärger, wenn Jener von Abreise und Entfernung aus dem sehr zerstreuten Leben sprach, stellten jene Erinnerungen bald wieder in düstre Schatten, und Jutta's und der Heimkehr wurde sobald nicht wieder gedacht.

Aber so glänzend und genußreich Herrmanns Leben schien, so fehlte es auch unter diesen lachenden Blumen nicht an Dornen, ja an Schlangen, welche die zischenden Mäuler gegen den fremden Mahler, der sich unverdient so hoher Gunst erfreute, eifrig bewegten, und die Stachelzungen spitzten, ihm zu schaden. Neid und Verleumdung fingen an, ihre Häupter gegen dieß wie gegen jedes andre Verdienst zu erheben, und Freywald hatte schon längst den Gleichmuth und die Bescheidenheit verloren, mit welchen er früher fremden Tadel angehört,

und was darin brauchbar war, sich zu Nutzen gemacht hatte. Jetzt reizte, jetzt stachelte er ihn aus dem stolzen Traume von alles überragender Größe unsanft auf, und er rächte sich durch Spott und beissenden Witz an seinen Gegnern, der ihre Blößen aufdeckte, die Lacher auf seine Seite zog, aber jene nur zu wiederhohlten und schmerzlichern Angriffen auf den Ruhm ja auf die Ehre des gehaßten Nebenbuhlers aufforderte.

Streit reihte sich nun an Streit. Corradelli blies recht eifrig diese Zornesgluthen durch geschäftiges Zutragen aller tadelsüchtigen Reden an, die über Freywald in der Stadt herum liefen, und da er indessen stets höher in der Gunst der Angesehensten der Stadt, ja selbst der kaiserlichen Familie stieg, so erfüllten ihn die fruchtlosen Versuche seiner Gegner mit tiefer Verachtung gegen Alles, was ihm an Genie und Ruhm nicht gleich stand. Und wen sah er wohl in dieser Stimmung auf gleicher Stufe mit sich selbst? Trotz dieses hochmüthigen Gefühls war indeß sein inneres Glück gestört, der stille Frieden aus seiner Brust gewichen, nur unruhiges Streben nach immer neuen Auszeichnungen trieb ihn rastlos fort; und wenn er dann zuweilen sich recht mißmuthig in

einer einsamen Stunde auf seinen Sorgenstuhl warf, dann fielen ihm wohl die vergangenen Zeiten ein, und mit einer Art von augenblicklicher Wehmuth dachte er der einfachen Ruhe, die ihn einst beseligt hatte, und Jutta's, deren Bild sich mit jenem Stand der Unschuld in seinem Geiste innig verband.

Er hatte ihr im Anfange seiner Abwesenheit noch aus der Meerstadt fleißig geschrieben; aus Augsburg kamen die Briefe seltener und waren kürzer. Sie enthielten in leeren Redensarten Entschuldigungen wegen seiner verzögerten Rückkunft, und warme aber allgemeine Versicherungen seiner Liebe. Jutta sah mit stillem Schmerz Woche an Woche und endlich Monath an Monath vergehen. Der Frühling, der Sommer war abgelaufen, die Tage wurden kürzer, es kamen die düstern Abende, in denen sonst mit der Dämmerung ein schöner Stern bey Herrmanns Eintritt in der kleinen Stube aufgegangen war. Ach jetzt war er fern, und, was noch schlimmer war, verweilte freywillig in der üppigen Handelsstadt, wo es so viel schöne Frauen und Jungfrauen geben sollte! Wie oft dachte sie jetzt an jenen Ostersonntag-Abend, wo sie so bange Ahnungen über

Herrmanns Abreise ergriffen hatten, und sagte sich still und traurig, daß das ein prophetisches Gefühl gewesen. Auch wußte sie nicht, welche seltsame Abneigung und Scheu ihr der Italiener einflößte, der ihren Herrmann überall begleitete. Zwar die Mutter, wenn sie ihr gepreßtes Herz gegen sie ausschüttete, suchte ihr diesen Haß als ein sehr natürliches Gefühl gegen denjenigen zu erklären, der doch eigentlich Schuld an Herrmanns längerm Ausbleiben war, und ihr begreiflich zu machen, daß dieser Signor Corradelli nicht ganz Unrecht habe, indem Herrmanns Beruf es wirklich zu fordern scheine, daß er in und mit der Welt lebe, bekannt werde, sich einen Nahmen mache. — Im Grunde ihres Herzens aber dachte die kluge Frau anders. Ihr kam die ganze Verbindung mit dem Corradelli unheimlich und segenslos vor, nur mochte sie ihrer armen Tochter das Herz nicht noch schwerer machen. Aber diese leeren Tröstungen, wie sie ohne Überzeugung ausgesprochen waren, blieben auch ohne Wirkung für Jutta's Ruhe.

Mitten unter diesen Sorgen und Kümmernissen kam plötzlich ein Brief von Herrmann, der seine nahe Ankunft verkündete. Seine Feinde waren ihm zu mächtig geworden, sein

gereizter Stolz hielt es nicht länger aus; mit Corradelli, der ihm zu heimlicher List und Rache rieth, um sich die unberufnen Schreyer vom Halse zu schaffen, hatte er sich förmlich überworfen, denn sein beßres Gemüth verschmähte solche Art von Genugthuung. So erhob sich das Bild seines ehemahligen stillen Lebens hell in seinem Geist, mit ihm die Sehnsucht nach Jutta, und er führte den schnell gefaßten Entschluß eben so schnell aus.

Der erste Augenblick, nach dem Jutta den Brief gelesen, in welchem freylich jener bestimmenden Ursachen nicht erwähnt wurde, versetzte sie in die höchste Freude. Bald darauf schlichen sich ängstliche Gedanken ein. Sie konnte sich's nicht bergen, daß mit ihrem Liebsten eine große Veränderung vorgegangen sey, und er ihr nicht mehr so zurückkomme, wie er vor acht Monathen von ihr geschieden. An einem stürmischen Herbstabend gegen die Mitte des Novembers, wo Regen und Schnee an die Fenster schlug, kein Stern durch die Dunkelheit blickte, und Mutter Engelbertha das Feuer im Ofen zu unterhalten bemüht war, an dessen Seite die Frauen mit ihren Spinnrädern saßen, da riß es auf einmahl rasch und gewaltig an der Haus-

klingel, sie fuhren empor. Mein Gott, wenn es Herrmann wäre! dachte Jutta. Die Mutter ging hinab, das Mädchen zitterte wie ein Espenblatt, die Thüre flog auf, er war es. Mit einem Freudenschrey flog sie auf ihn zu, er umarmte sie heiß und fest, einige Augenblicke vergingen in sprachloser Rührung, endlich machte diese zahllosen Fragen Platz. Die drey glücklich Vereinigten setzten sich am wärmenden Feuer nieder; Jutta's Blicke hingen an Herrmann, der ihr gewandter, hübscher, aber in dem zierlichen Reiseanzug auch fremder vorkam. Doch war sie vergnügt; denn er saß ja bey ihr, sie sah, sie hörte ihn, und lange genährte, oft aufgegebene Wünsche knüpften eine frohere Zukunft an die schöne Gegenwart. Nur Herrmann schien nicht ganz so zufrieden, wie seine Braut. Die Ursache wurde bald bekannt. Der Weg im Gebieth der kleinen Stadt war gar so schlecht gewesen, er hatte zweymahl Gefahr gelaufen, mit seinem Fuhrwerke umzuwerfen, am Thore hatte ihn ein alberner Thorschreiber im schlechtesten Wetter aufhalten und sein Gepäck untersuchen wollen, nur ein Gnadenbrief des Kaisers, in welchem er die Behörden im ganzen deutschen Reiche und in seinen Erbstaaten an-

wies, Vorzeigern dieses, dem berühmten Meister Herrmann Freywald, überall allen Vorschub zu leisten, beschwichtigte endlich den ängstlichen Mann, und gab Herrmann die Freyheit, seinen Weg fortzusetzen und sich auf dem elenden Pflaster noch mehr rütteln zu lassen, als draußen auf der Straße. Jutta hörte dem Allen zu, ihr Herz wurde ihr so schwer, sie wußte nichts zu erwiedern. Mutter Engelbertha unterhielt das Gespräch, und fragte den Ankömmling, um ihn von den verdrießlichen Gedanken zu zerstreuen, nach Augsburg, nach dem Kaiser und seinen Prinzen. Nun öffneten sich die Schleußen von Herrmanns Redseligkeit, es strömte ihm über die Lippen von Beschreibungen der Lebensweise und der Personen, von Festen, Ergötzlichkeiten, von feinem Spott über manche Thorheit, von Ehren, die ihm widerfahren, und den beissenden Bemerkungen über andre Künstler, die in ihrem Dünkel sich erheben und für etwas Bedeutendes gelten wollten. Jutta sah den Liebsten wehmüthig an. War er es denn noch? War es der fromme treue Jüngling noch, der in holder Demuth sein Verdienst allein nicht anerkannt und fremdes Lob mit schüchterner Bescheidenheit ange-

nommen hatte? Am beredtesten nächst seinen Kunstverhältnissen, war er über die Schönheit der Frauen in Augsburg und über die Auszeichnung, mit der ihn der kaiserliche Hof behandelt hatte, und so war unter wechselndem lebhaften Gespräch der Abend vergangen, die Thurmuhr schlug neun, und Frau Engelbertha erinnerte ihren künftigen Eidam, daß es sich doch nicht schicken würde, wenn er länger hier bliebe. Er lächelte ein wenig spöttisch, er hatte den Maßstab für dieß enge Leben in der großen Stadt verloren, aber er folgte der Weisung seiner verehrten Base, umarmte Jutta und ging.

So endigte der erste Besuch, den Herrmann nach so langer Trennung bey der Geliebten seines Herzens abgelegt. Von ihren Aussichten, Hoffnungen, von dem, was sie in seiner Abwesenheit gelitten, wie sie um ihn getrauert, war kein Wort gesprochen worden; aber wohl hatte er oft, was er nie vorher gethan, den Arm behaglich um ihren schlanken Leib geschlagen, bewundernd mit ihren Fingern gespielt, ihre Gestalt mit freyen funkelnden Blicken betrachtet, und sich in Lobeserhebungen ihrer Schönheit, die er seit seiner Abreise noch anziehender ge-

funden, ergossen. Er hatte sie bald mit diesem bald mit jenem Gemählde verglichen, und im Feuer des Gesprächs entwischten ihm Äußerungen, welche deutlich zeigten, daß er auch die Schönheit mancher Frauen in Augsburg wohl betrachtet, und auch diese mit eignen oder fremden Schildereyen zu vergleichen nicht versäumt hatte. Das Alles wiederhohlte sich Jutta, als er fort war, recht schmerzlich, sprach noch lange mit ihrer Mutter darüber, und legte sich, spät und tief bekümmert, nach einem Abend, von dem sie sich so viel Seligkeit verheissen hatte, zu Bette.

Der Verfolg bestätigte die Wahrnehmungen des ersten Tages. Herrmann war nicht mehr derselbe. Sein Sinn stand nach Ruhm und Glanz, die kleine Heimath mit ihren frommen aber steifen Sitten eckelte ihn an, und obwohl er nicht daran dachte, sie auf immer zu verlassen, so wollte er sich doch noch eine Weile in der Welt umsehen, das Paradies, welches ihn seit Corradellis Bekanntschaft mit zauberischer Kraft an sich zog, besuchen, seinen Nahmen auch jenseits der Alpen berühmt machen, dann zurückkehren, und in behaglicher Ruhe mit Glücksgütern gesegnet noch Werke

schaffen, die der Kunst im Vaterlande einen neuen Umschwung geben, die Mitwelt in Erstaunen setzen, und seinen Nahmen auf die späteste Nachwelt bringen sollten.

Der Ruf von seiner Ankunft war nicht sobald erschollen, als die alten Bekannten freudig herzuströmten, den Landsmann, der indeß sich und seiner Vaterstadt im Auslande so viel Ehre erworben, zu begrüßen. Wie widerten dem gewandten Weltmanne jetzt auf einmahl diese kleinstädtischen Manieren, dieß alberne Lobpreisen! Es war ihm unerträglich, und er sah keine Verpflichtung, warum er als ein Künstler, den die Großen der Erde, den der Kaiser selbst mit Auszeichnung behandelt, und dessen Heimath die Welt war, sich solcher Spießbürger wegen Zwang anthun, sich zu ihren plumpen Schmäusen einladen lassen, ihr gehaltloses Geschwätz anhören und noch obendrein sich anstellen sollte, als fühle er sich dadurch geehrt? Diese Gesinnung ward bald in seinem Betragen offenbar, und zog ihm erst die Verwunderung, dann den Tadel und die üble Nachrede seiner Mitbürger zu. Vergebens warnte Jutta, umsonst suchte Engelbertha durch mütterlichen Rath, dem er einst so folgsam gehorcht

hatte, ihn auf die bösen Folgen eines solchen Betragens aufmerksam zu machen; er kannte die Welt besser als die ängstliche Frau, er wußte, was er dulden und nicht dulden mußte, was er wagen und nicht wagen durfte, er ging seinen Weg fort, und war bald im Streit mit der ganzen Welt.

Jutta und ihre Mutter sahen das Alles mit tiefer Bekümmerniß, und allmählich fing sich der Gedanke in ihnen zu entwickeln an, daß Herrmann auf keine Weise mehr in die vorigen Verhältnisse passe, und daß eine Verbindung, die den freyen Gang seines Künstlerlebens hemmen, und ihn an einen Ort binden würde, der seiner neuen Art und Weise zu seyn so ganz entgegengesetzt war, ihn nicht glücklich machen, und daher auch für Jutta nicht beglückend seyn würde. Zwar war es der Armen, als diese Vorstellung das erstemahl in ihr hell wurde, als sollte ihr das Herz zerspringen; aber sie trug ihr Anliegen Gott vor, und erbath sich nur die Kraft, wenn sie es nun dem Liebsten so gesagt haben würde, wie sie es meinte, und sich von ihm losreissen müsse, nicht unter ihrem Jammer zu erliegen.

Gestärkt und zu dem Schwersten bereitet,

nahm sie sich nun einmahl, als sie mit Herrmann allein war, ein Herz, ihm alles dieß so gefaßt und ruhig, als sie vermochte, vorzustellen. Betroffen, erstaunt hörte er ihr zu. Diese Ansicht war ihm so neu als schmerzlich. Es überraschte sein Gefühl, seine Liebe wallte hell auf, er schloß das bleiche ergebene Mädchen ungestüm an sein hochklopfendes Herz, beschwor sie, doch keinen so trüben, sein ganzes Glück vernichtenden, Zweifeln Gehör zu geben, betheuerte ihr seine Treue mit den zärtlichsten Worten, und der Friede war gemacht. Ach Jutta glaubte nur zu gern, was ihr Freund so schmeichelnd sagte! Und auch ihn hatte das helle Licht, das des Mädchens richtige Beobachtungen in seine Seele warfen, aus dem Taumel geweckt, in den ihn seine Ruhmgier und Eigenliebe gewiegt hatten. Er fühlte sich beschämt, getroffen, er liebte Jutta noch warm genug, und war dem Guten noch zu treu, um nicht zur Einsicht seines Unrechts zu gelangen. Er erkannte, auf welche gefährliche Spitze er das Glück eines edeln ihm ganz ergebenen Herzens gesetzt hatte, und wie er entweder Jutta oder seinen ruhmsüchtigen Projecten entsagen müsse, und er bedachte sich keinen Augenblick,

seiner Liebe jedes Opfer zu bringen. Jutta fühlte die ganze Größe desselben, und lohnte dem geliebten Jüngling mit doppelter Zärtlichkeit. Ein neues Leben begann wieder für die drey verwandten Herzen, und die alte gute Zeit schien ganz wieder gekommen. Auch sein Betragen gegen seine Mitbürger wurde milder, er gewöhnte sich freundlich wieder an die förmlichen Sitten, ertrug manches Lästige mit Schonung, und sah bald zum Preise seiner Nachgiebigkeit sich wieder mit Vertrauen und Achtung behandelt. Die Zukunft gestaltete sich anders und mehr seinen früheren Ansichten gemäß, der Plan der Italienischen Reise wurde vor der Hand aufgegeben, oder doch auf unbestimmte Zeit hinausgerückt, Bestellungen waren für mehrere Jahre hinreichend gemacht, und wenn auch in einer kleinen Stadt kein Raum für die Bekanntwerdung eines aufkeimenden Talentes war, so war desto mehr Ruhe, um ein schon gebildetes, anerkanntes in würdiger Muße rühmlich zu beschäftigen.

Der Frühling erschien wieder, und rief die Einwohner des Städtchens in's Freye. Herrmann wandelte nun wieder mit seiner Erwählten durch die auflebende Natur, ihre Herzen

ergoßen sich in liebevollen Gesprächen, die trübe Zeit der Prüfung erhöhte den Reiz des jetzigen Glückes, und ihr künftiges Leben, ihre häuslichen Einrichtungen, und dankbare Blicke zum Himmel, der schon so viel für sie gethan, und sie künftig nicht verlassen werde, waren der Inhalt ihrer vielen herzlichen Unterredungen.

Eines Abends, als Herrmann nach einem solchen Seele und Leib erquickenden Gange sein Liebchen nach Hause begleitet hatte, und nun dem Gäßchen zu schlenderte, in welchem seine Wohnung lag, sah er mit Verwunderung eine Menge Menschen davor versammelt. Er ging näher; zwey reichgeschmückte Pferde standen vor seiner Thür, und ein Mohr im prächtigen bunten Gewande hielt sie an goldenen Zäumen. Was soll das? dachte Herrmann, und hatte unterdessen seine Hausthür geöffnet, und die Treppe erstiegen. Im Vorsaal trat ihm ein Mann in ausländischer kostbarer Kleidung entgegen, verbeugte sich höflich und fragte in gebrochnem Deutsch, ob er die Ehre habe, den berühmten Meister Herrmann Freywald zu sprechen? Herrmann bejahte es, und es ergab sich nun, daß der Fremde ein Marchese Sospini

aus Mayland war, der längst schon von dem neuen Stern am Himmel der deutschen Kunst gehört, in Augsburg, wohin ihn Geldgeschäfte geführt, Manches von seiner Hand gesehn, und einen Umweg von vierzig Meilen nicht gescheut habe, um den Schöpfer solcher Meisterwerke von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Diese verbindliche Anrede, die höhere Lebensart, welche sich in des Marchese Anstand aussprach, der Glanz seiner Umgebung, wirkten zauberhaft auf den überraschten Künstler, und versetzten ihn auf einmahl in eine liebgewordene, und manchmahl schmerzlich entbehrte Welt. So ungefähr hatten die Menschen sich benommen, unter welchen er so vergnügte Stunden zugebracht, und mit denen er gern immer Umgang gepflogen hätte. Dieser Mann kam ihm wie aus der Heimath, sein Herz ging auf, das Gespräch lenkte sich bald auf Augsburg und Italien, der Fremde besaß schöne Kenntnisse und eine glühende Liebe für die Kunst, er lobte Freywalds Arbeiten mit so viel Sinn als Wahrheit. Da war keine plumpe Schmeicheley, kein thörichtes Bewundern, das den Künstlerstolz eher beleidigt als erfreut. Freywald war

sehr vergnügt, und nahm gern die Einladung des Italieners an, ihn morgen auf einem Landhause vor der Stadt, in welchem er abgestiegen war, zu besuchen.

Es war seine erste Angelegenheit, am andern Tage sich zur bestimmten Stunde in der Gartenwohnung einzufinden. Das ganze Haus, das einem Bürger der Stadt gehörte, und sonst still und einsam am Wege lag, wimmelte jetzt von reichgekleideten Domestiken in allerley Tracht und Farbe; Mohren, Dalmatiner, Italienische Volkstrachten liefen durcheinander, und es hatte das Ansehen, als ob gerade diese bunte Verschiedenheit, jede auf ihre Weise glänzend dargestellt, dem Gebiether mehr Vergnügen machte, als die gleichförmige Pracht, in welcher sonst die Dienerschaft großer Herren sich zu zeigen pflegt. Man führte den Mahler, der schon erwartet worden war, mit vieler Achtung in den kühlen Gartensaal, und bath ihn zu verziehen, bis man dem Herrn vom Hause seine Ankunft berichtet haben würde. Freywald sah sich in dem dämmernden niedrigen Gemach um, die bunten Fenster gingen auf einen schattigen Gartenplatz, die Wände waren auf Grottenart mit Muscheln und Korallen geschmacklos

verziert, und einige elende Schildereyen hingen, auf's ungeschickteste angebracht, an den rauhen Wänden. Er stand eine Weile und betrachtete mitleidig lächelnd die Unzier um sich herum, als liebliche Lautentöne und gleich darauf eine wunderschöne Frauenstimme erklangen. Die Stimme sang eine Italienische Romanze, und Herrmann war noch ganz in diese Töne verloren, als die Thüre hinter ihm aufging und der Marchese mit vielen Entschuldigungen über sein längeres Ausbleiben zu ihm hereintrat. Man verständigte sich, und der Marchese führte seinen Gast ohne weiters in das anstossende Gemach seiner Nichte Olympia. Betroffen, bezaubert blieb Freywald stehn. Aus der Vorhalle des erbärmlichsten Geschmackes, der nur immer eines Künstlers Auge beleidigen konnte, sah er sich auf einmahl wie in einen Tempel der Kunst versetzt. Ein heiteres, einfach verziertes Kabinett nahm ihn auf, wenige aber erlesene Gemählde schmückten die Wände, die in Ermangelung passender architectonischer Verzierung mit leichten, in mahlerischen Falten aufgebundenen, Tüchern tapeziert waren, auf niedrigen Termen standen einige köstliche antike Köpfe und kleine Statuen,

bald original, bald in trefflichen Abgässen, und auf einem breiten Polstersitz ihm gegenüber, in vortheilhafter Beleuchtung, die ganz von oben durch ein mit Sinn halb verhülltes Fenster einströmte, saß, oder ruhte vielmehr eine Göttinn von hohem majestätischen Wuchse, deren edle Formen, deren gluthstrahlende Augen, deren weiche und doch stolze Umrisse den entzückten Mahler blendeten. Ein schöneres Weib hatte er nie gesehn. Das war Olympia, die erst verlegen sich erhob, dann aber, als der Oheim ihr den Künstler nannte, mit ausbrechender Freude auf ihn zuging, und in reinem aber etwas fremdklingenden Deutsch ihm für das Vergnügen dankte, daß er ihr abwesend, und ohne daß sie je hätte hoffen können den Schöpfer dieser Freuden zu kennen, verschafft habe; nun aber sehe sie ihn, nun könne sie ihn sprechen, und ihm Alles — o nein, nicht Alles, was sie fühlte, sagen; denn dazu stehe ihr die deutsche Sprache, die sie nur zufällig erlernt, noch bey Weitem nicht zu Gebothe. Diese Worte, unterbrochen, aber innig und warm von einer wohllautenden Stimme vorgetragen, von seelenvollen Blicken der dunkeln Augen, von dem Muskelspiel des höchst beweglichen und höchst

edlen Ovals begleitet, nahmen dem betäubten Jüngling Besinnung und Sprache, er war im eigentlichen Verstande außer sich, er stand, und stand, wollte reden, und die Sprache versagte ihm.

Nach und nach kam Alles wieder in's gewöhnliche Geleise, Freywald fühlte sich tief und genügend angeregt, und war glücklich in diesen Umgebungen von Glanz und Geschmack, die ihm die schönste Zeit seines Lebens, den Aufenthalt in Augsburg, zurück riefen.

Ein Paar genußreiche Stunden flogen schnell dahin, und Abends kam Herrmann noch ganz berauscht von seinem Glücke zu Jutta, und erzählte so viel, so lebendig, so in's Kleine mahlend, daß Jutta, die sich anfänglich herzlich über die Freude ihres Freundes gefreut hatte, späterhin still wurde, und den begeisterten Redner allein sprechen ließ. Auch machte es ihr wenig Vergnügen, wie Herrmann zuletzt einer Einladung erwähnte, die ihn morgen zu Tisch zum Marchese rief, der über einige Gemählde, so er mitgebracht, und ihre Restauration mit ihm zu reden hatte. Dieser Tag war ganz köstlich für ihn. Glänzende Umgebungen, geistvolle Gespräche, Kunstgenüsse und Olympia,

strahlend in Schönheit und Anmuth, beflügelten die Stunden, und es dämmerte schon lange, Jutta hatte schon lange des Freundes am kleinen Fenster geharrt, als er endlich die Straße herauf kam, sich mit einer kahlen Entschuldigung behalf, und halb beschämt, halb zerstreut bey dem armen Mädchen saß, das seine Laune mit ernster Fassung ertrug, und sich wohl hüthete, ihm Vorwürfe zu machen.

Die Sache ging den Gang fort, den man mit einiger Weltkenntniß voraus sagen konnte. Freywald fühlte sich immer mehr und mehr an das Haus des Marchese gezogen. Bald waren es vortheilhafte Geschäfte, die er nicht von der Hand weisen konnte, bald Rücksichten der Gefälligkeit, bald Einladungen zu geselligen Freuden, die auszuschlagen eben so lächerlich als unartig gewesen seyn würde. Nach und nach brachte er den größten Theil des Tags auf dem Gartenhause zu, besonders seit er dort einen Ort gefunden, der zu einem Arbeitszimmer wie gebaut schien; das Fehlende hatte der Marchese mit großer Sachkenntniß einrichten lassen. Hier störte ihn nicht der Lärm des Marktes wie in seiner Wohnung, hier mahlte er in behaglicher Stille, theils für sich, theils für den Marchese,

und endlich willigte dann Olympia, von Freywalds und ihres Oheims Bitten bewogen, ein, sich von Jenem mahlen zu lassen. Ach was waren das für köstliche Stunden, und wie zog Freywald den berauschenden Zauber mit allen Sinnen in sich!

Noch besuchte er täglich seine Jutta, noch zog ihn ein geheimes Band an das Mädchen, das ihm schon als Kind lieb gewesen, das später so manchen schönen Traum seiner einsamen Sehnsucht wahr gemacht hatte. Er hatte auch wohl noch den festen Willen, sich unauflöslich mit ihr zu verbinden, nur — jetzt nicht, nicht so bald, als es der stille Wunsch des Mädchens gedacht, und die plauderhaften Nachbarn verkündigt hatten. Er bedurfte für seine Kunst der letzten Weihe, er mußte Italien sehn, des Marchese Gespräche hatten ihm das, was er früher selbst geahnet, unumstößlich bewiesen. Es war ein himmelweiter Unterschied zwischen dem Standpunct der Kunst in Deutschland und in Italien. Längst schon hatte man dort Fesseln zerbrochen, unter denen man sich hier noch leidend abmühte. Es war nicht bloß die Legende oder heilige Schrift, woraus der Mahler schöpfen konnte; das alte herrliche Reich der Fabel

lag offen vor dem Italiener, der auf dem classischen Boden wandelte, auf welchem einst jene Heroen und Göttergestalten gewaltet hatten. Hier waren Formen zu schöpfen und Ideale zu bilden, von welchen die arme deutsche Kunst noch keinen Begriff hatte; das Ewige, Urschöne erschien entschleyert nur jenseits der Alpen, und überhaupt in dem glücklichen Himmelsstrich, in dem es von Alters her seine Heimath hatte. Diese Reden, einige Kunstwerke, die er mitgebracht, und mittelst deren Olympia, deren verwöhnter Geschmack sich unmöglich mit den eckigten Formen in einer kleinen deutschen Reichsstadt befreunden konnte, ein schwaches Nachbild ihrer Italienischen Umgebungen um sich geschaffen hatte, endlich Olympia selbst, die in der Gestalt einer Juno oder Venus Victrix sich vor den Augen des Künstlers bewegte, Alles drang auf ihn ein. Man überredete, bewies, schmeichelte, lobte, versprach. Die nahe gänzliche Trennung von Olympien war so schmerzlich, die Aussicht an ihrer Hand jenes glückliche Land zu sehn, so hinreissend — wie war es möglich, dieser Einladung, der vortheilhaftesten, die wohl je einem Künstler gemacht worden, zu widerstehn?

Herrmann widerstand auch nicht; aber es währte einige Tage, ehe er es über sich vermochte, seiner Jutta diesen neuen Plan, der ihn auf lange Zeit von ihr entfernte, und ihren nahen Aussichten wieder ein so fernes Ziel setzte, mitzutheilen. Er faßte endlich Muth und trug ihr so schonend wie möglich Alles vor, bemühte sich ihr den unendlichen Nutzen dieser Reise für ihn zu beweisen, wie er ohne diese das nie werden könne, was er werden möchte, um den Erwartungen zu entsprechen, welche das Vaterland von ihm hege, und wie er bey seiner nicht fernen Zurückkunft ihr dann mit seiner Hand auch ein viel glänzenderes sorgenloses Leben zu biethen haben werde. Jutta blieb still, sie konnte nicht antworten, zwey Thränen stahlen sich aus ihren Augen, floßen über die längst schon nicht mehr rosigen Wangen nieder und zitterten an der schneeweißen Hals-Krause. Sanft legte er ihr die Hand unter's Kinn, und hob das gesunkene Köpfchen empor, ihre nassen Augen trafen auf die seinigen, und ein Thränenstrom riß sich aus der gedrückten Seele los. Mein Gott! Was hast du? rief er: Fasse dich, höre mich an! Er wollte ihr zureden; sie stand auf, machte eine ab-

wehrende Bewegung mit der Hand, sagte: Morgen, Morgen! und ging in ihre Kammer, die sie hinter sich verschloß, und sich vor dem Bild der heil. Jungfrau, das ihr Herrmann vor zwey Jahren so fromm, so keusch, so mütterlich gemahlt hatte, und vor dem sie seitdem täglich für ihn und sich gebethet hatte, mit allem ihrem Jammer und Thränen niederwarf.

Freywald harrte einige Zeit der Geliebten; als sie nicht wieder erschien, ging er fort, und beredete sich, daß das nur ein erster Sturm sey, und Alles gut gehen werde. Schon hatte er Lust aus dem Thore zu wandern, da erhob sich eine Stimme in ihm, die ihm sagte, es sey nicht recht, sich bey Olympien zu zerstreuen, während sein nothwendiger Entschluß Jutta so viele Thränen koste. Er ging durch die stiller werdenden Straßen, es war Abend, die Nachbarn saßen vor den Thüren, man grüßte ihn freundlich. Harmloses Leben in häuslicher Stille, gegenseitige Hülfe und Liebe, ein ehrenvolles Leben durch seine Kunst und seinen schon gegründeten Ruf im Vaterlande erworben; Rang und Vorzug unter seines Gleichen, und endlich ein gerechtes vorwurfsloses Sterbebette von trauernden Kindern und Freunden umringt —

daß Alles ging im milden Schimmer des nahen Abschiedes an seinem Geiste vorbey. Er stand im Begriffe dem allen zu entsagen, ihm vielleicht ein ewiges Lebewohl zuzurufen; denn war er sich dieses Vorsatzes gleich nicht deutlich bewußt, so schwebten ihm doch die tausend Zufälle und Beziehungen vor, die ihn im Wirbel der Welt, dem er sich jetzt hinzugeben entschlossen war, ergreifen konnten, und es ahnete ihm, daß der Umgang mit Italienischen Künstlern, mit Menschen, wie Marchese Sospini und seine Nichte, ihn wohl für das Leben in einer kleinen Reichsstadt verderben würde.

Es ward ihm schwer und weh zu Muthe; es dünkte ihn, als nickten diese Thürme, deren Geläute so oft seinen Spielen, seinen Arbeiten, seinem Gebeth gerufen hatten, ihm warnend zu, als umfingen ihn die engen Straßen traulicher, um ihn nicht fortzulassen; die Spielplätze seiner Kindheit, die Stellen, wo seine Liebe erwacht war, alles schien sich in dieser Stunde wie mit tausend Armen an sein Herz zu klemmen, und ihm die Trennung beynahe unmöglich zu machen.

Den nächsten Morgen war es schon anders. Die Sonne strahlte fröhlich in sein Zim-

mer. Die Klingel ertönte. Es war der Mohr des Marchese, der ihn schnell auf die Villa beschied. Der Marchese hatte noch spät Abends gestern Briefe erhalten, die seine Abreise für den kommenden Tag festsetzten. Herrmann war betroffen. So nahe hatte er die Scheidestunde nicht vermuthet, und noch tröstete er sich mit der Möglichkeit, daß der Schwarze falsch verstanden, oder in seinem wunderlichen Deutsch falsch berichtet habe. Als er indessen in das Haus trat, war es dennoch so. Die Reisewagen wurden heraus geschoben, das Gepäck geordnet, der Schmuck der Zimmer abgenommen; es galt einen schnellen Entschluß. Herrmann hatte ihn bald gefaßt. Jutta's Bild, die wenigstens noch auf acht Tage seines Hierseyns gerechnet hatte, erschien ihm; er wollte daher dem Marchese nachfolgen, und sagte das dem Oheim mit ruhiger Besonnenheit, Olympien mit wankender Stimme und niedergeschlagenen Augen. Sie antwortete nicht. Er blickte auf. Sie lag bleich auf das Ruhebette zurück gesunken, eine heftige Bewegung erschütterte ihren ganzen Körper. Erschrocken eilte Freywald hinzu, da sprang sie auf, schlang die Arme um ihn, und rief außer sich: Nein, du mußt mit mir! Ich lasse dich nicht, ich kann

nicht leben ohne dich! Freywalds erste Regung war ein schmerzliches Erschrecken; aber das wunderholde Weib hatte ihn mit glühender Liebe umfaßt, ihr Herz pochte ungestüm an den seinen, ihre Pulse flogen, ihr Auge blickte Mitleid flehend zu ihm empor, die Besinnung verließ ihn, seine Arme falteten sich um den stolzen Wuchs, seine Lippen brannten auf den ihrigen, er schwur ihr, mit ihr zu gehn.

Als sich die Wonnetrunknen gefaßt hatten, wurde Alles im süßen Gekose besprochen, und mancher Zweifel, manches frühere Begegniß, über das sie sonst nie sich erklärt hatten, nun mit stiller Lust auseinander gesetzt. Bald darauf trat der Oheim ein, er fand den Mahler bereit ihn zu begleiten, und sagte: Jetzt, Signor Arminio, da ich euch auf dem Punct sehe, auf welchem ich euch gewünscht, seit ich euern ersten Pinselstrich erblickt, jetzt sage ich euch, es ist die höchste Zeit, daß ihr eine andre Laufbahn einschlagt, daß ihr euch aus den Beschränkungen reisset, die euch hier umgeben. Was soll das für einen jungen Mann von eurem Talent, deren die Natur in Einem Jahrhundert nicht Zwey erzeugt, sich so in bürgerliche Häuslichkeit einzubauen, und gleich dem Seiden=

wurm sein eignes Grab zu spinnen? Ich zweifle nicht, daß euer Herz und eure jugendliche Leidenschaft anders zu euch reden; aber gebt ihnen kein Gehör! Sie bethören euch. Auch werdet ihr nicht ewig jung bleiben, nicht ewig verliebt. Es kommt eine Zeit, wo der Rausch verfliegt; dann gewahrt ihr eure Ketten, und sie drücken euch um so mehr, als es euch unmöglich ist, sie abzuschütteln. Zum Heirathen, zum bürgerlich Niederlassen ist für euch noch in zehn Jahren Zeit, und aus Deutschland müßt ihr hinaus. Ihr sollt etwas anders sehn als Heiligenbilder und Märtyrergeschichten, ihr sollt euch den Blick erneuern, den Sinn erwärmen an den Meisterwerken der Griechen und unsrer Väter, und dann sollt ihr ihnen nachbilden, was ewig jung bleiben wird wie jene Göttergestalten.

Während der Marchese redete, wogte es wie ein Chaos in Freywalds Brust auf und ab; aber jeder Blick auf Olympien fiel wie ein Sonnenstrahl erleuchtend, ordnend in dasselbe. Endlich war es ganz klar und freudig in seinem Innern, sein Entschluß fest, sein Muth getrost. Er kehrte nun in die Stadt zurück, um alles Nöthige zu ordnen. Von Abschiedsbesuchen, Jutta ausgenommen, glaubte er sich durch die

Dringlichkeit seiner Abreise, und die Unbedeutenheit der Menschen um ihn, losgezählt.

Es war ihm doch seltsam zu Muth, als er, nachdem er in seiner Wohnung Alles geordnet, und zu seiner Abreise beschickt hatte, nach Tische zum letztenmahl für lange Zeit den altgewohnten Gang in das Gäßchen hinter der Domkirche machte, die Gegenstände um ihn ihn alle seltsam wehmüthig anzusehn schienen, und ihm die Rosenstöcke in's Auge fielen, die er selbst am letzten Ostertag zum Andenken jenes schönen Nachmittags im vorigen Jahre Jutten geschenkt, die sie mit zärtlicher Neigung pflegte, und aus deren blaßrothen Knospen und hellem Laube ihm eine Welt von Erinnerungen zudrang. Beklommen trat er in's Haus, beklommen stand er vor Jutta, die Lippe versagte ihm auszusprechen, was er sich sinnig zusammen gedacht hatte. Aber Jutta sprang auf, sah ihn an, trat bleich und bebend vor ihn hin und sagte: Du gehst — du gehst — bald — gleich —

Er antwortete nicht.

Sprich es aus! Ich bitte dich, ich bin auf Alles gefaßt. Der Mohr hat dich den Morgen abgehohlt, die Mutter sah dich mit ihm zum

Thor hinaus gehn, sie reisen fort, und du gehst mit —

Es ist so, sagte Freywald: aber ängstige dich nicht, meine Traute, ich komme bald, recht bald zurück —

Äffe mich nicht mit leeren Worten, Herrmann! fiel sie ihm ein, indem sie sich mit tiefem Schmerz aber ernster Fassung von ihm wandte: Wir sehn uns heut zum letztenmahl. Sie ging schwankend zur Thüre, Herrmann folgte ihr besorgt. Jutta, meine Jutta, rief er: So kalt kannst du von mir scheiden? Sie stand still. In diesen Worten hatte ein Wiederklang der ehemahligen Liebe getönt. Mit dem Ausdruck des tiefsten Jammers sah sie ihn an, indeß die Thränen ihr unbewußt aus den blauen Augen rannen: O Herrmann! Du bist verloren für mich! Mit diesen Worten brach sie in ein heftiges Schluchzen aus. Er umfaßte sie gerührt, er sagte ihr, was er dachte, und nicht dachte, um sie zu beschwichtigen. Sie schüttelte leise mit dem Haupt, und sagte endlich, indem eine himmlische Erhebung aus ihren Zügen strahlte: Herrmann! Man hat dich losreissen wollen von mir und deinem besseren Selbst. Das erste ist gelungen; Gott verhüthe, daß das zweyte nicht

auch geschehe! O bewahre deine Seele vor den Fallstricken der Hölle, die dich umlauert! Denke des Bösen, der wie ein brüllender Löwe um dich schleicht, und dich zu verschlingen sucht! Der Mensch ist schwach, und der Hochmuth verführte die ersten Ältern. Herrmann! Herrmann! rief sie, und hob die bethend gefalteten Hände zu ihm empor: Sey fromm! Bleibe gut! Von mir, von deiner Liebe und Treue will ich nichts mehr reden. Freywald fühlte sich getroffen, erschüttert, er wollte etwas sagen; sie unterbrach ihn: Keine Worte, keine Betheurungen, die nichts bedeuten können! Sieh, mein Freund, indem sie eine seidne Schnur vom Hals löste und einen kostbar in Gold gefaßten Kreuzpartikel aus dem Mieder zog — dieß kostbare Heiligthum, das Geschenk der edlen Fürstinn, die, wie du weißt, mich aus der Taufe hob. Es ist, seit ich denken und seinen Werth verstehen konnte, nicht von meinem Herzen weggekommen. Nimm es, Herrmann! Gelobe mir es zu tragen, es unter keinem Vorwand von dir zu lassen, und alle Tage Früh und Abends, wenn auch nur Einen Vaterunser zu demselben zu bethen!

Seltsames Mädchen! Welche Vorstellungen! —

Gelobe mir's! rief sie heftiger: Denke, daß du meine Jugend, meine Hoffnungen, meine Lebensruhe zertrümmert hast! Ich klage nicht, ich fordre nichts; aber das versprich mir, hier auf diesen Kreuzpartikel schwöre mir's, so wahr du selig zu werden wünschest! Freywald leistete tief erschüttert den Schwur. Jutta knüpfte ihm die seidne Schnur um den Hals, ruhte noch einmahl an seiner Brust, küßte ihn noch einmahl, dann rissen sie sich los und schieden.

Verstört, betäubt kam Herrmann hinaus zu seinen Italienischen Freunden, und selbst Olympiens Zauber vermochte nicht, ihn zu zerstreuen. Er blieb für die Nacht hier, und entschlief unter streitenden Gedanken, welche manches seltsame Traumbild fortsetzte, und ihn warnend von dem Pfad, den er einschlug, abzuhalten schien. Doch auch dießmahl verscheuchte der anbrechende Morgen die trüben Zweifel, der Lärmen auf dem Hofe, das Geräusch der Anstalten ließ ihn zu keiner klaren Besinnung kommen. So wurde endlich in die Wagen gestiegen, und dem stillen Städtchen und Jutta im Vorüberfahren ein halb wehmüthiges, halb freudiges Lebewohl gesagt.

Auch Jutta hatte den Tag anbrechen sehn,

aber er erweckte sie nicht aus ängstlichen Träu=
men. Sie hatte ihn unter Thränen herangewacht.
Da stand sie auf, kleidete sich und ging in die
Frühmesse, um während des heiligen Opfers den
verirrten Geliebten dem Schutz aller guten En=
gel zu empfehlen, und sich Kraft und Ergebung
zu erflehen. Wie sie nach Hause ging, regte sich
schon das Leben auf den Straßen, Hausthüren
gingen auf, Laden wurden erschlossen, die Bür=
ger grüßten sie, und sie hörte, wie so eben einer
dem andern erzählte, daß er heut Nacht bey
seinem Vetter auf der Mühle geschlafen habe,
und, wie er zeitig in die Stadt gegangen,
gerade den abreisenden Wälschen begegnet sey,
die in zwey Kutschen von berittenen Bedienten
in prächtiger Liverey begleitet, mit großem Ge=
braus über die Brücke gegen die Wiesen hinab
gefahren seyen. Der Mahler, der Freywald
sey im ersten Wagen, der jungen Italienerin
gegenüber, gesessen, und habe sehr vergnügt aus
dem Wagenfenster gelächelt. Der Mann erzähl=
te noch mehr, was Jutta gar zu gern gehört
hätte; aber der Wohlstand erlaubte ihr nicht
stehn zu bleiben, und so ging sie denn mit der
Überzeugung, daß nun Alles entschieden, und

wohl auch Alles verloren sey, weinend in ihr Kämmerchen.

Die Anwesenheit der Wälschen, die fremde seltsame Pracht ihrer Leute und Geräthschaften, die vielen heidnischen Götzenbilder und Gemählde, die sie mitgebracht, das Geld, welches sie achtlos mit vollen Händen hinaus warfen, waren schon längst das Gespräch der einfachen Bewohner des Städtchens gewesen. Man fand etwas Unheimliches, Widriges an ihnen, es fingen an, sich allerley Gerüchte über das ganze Hauswesen zu verbreiten, man wollte Nachts ein wunderbares Leuchten aus dem Gebäude strahlen und die Bewohner in frazenhaften Gestalten hin und her schwärmen gesehen haben; in den Gebüschen des Gartens hätten sich zuweilen schauerliche Töne, ein Zischen und Heulen hören lassen, und seltsame Flammen seyen knisternd über den Weg gefahren, als ob gespenstische Wesen dort ihr Spiel trieben. Wenn nun gleich die Klügern solche Vorstellungen als thörichtes Wesen verwarfen, so hielten sie doch diese Italiener-Familie nach ihrer abenteuerlichen Erscheinung für Betrüger oder Spione, die unter einer willkührlich ausgehängten Maske ein verborgenes und verbothenes Spiel

treiben, und alle Partheyen nahmen es Freywald sehr übel, daß er seine fromme Braut verlassen, sich an jenes Gesindel gehängt, und dadurch gezeigt habe, wie ihm für seinen Hochmuth die Heimath zu enge geworden sey.

Diese und ähnliche Gerüchte waren der armen Jutta längst zu Ohren gekommen, und hatten ihre bange Sorge um Herrmann nicht zerstreut. Sie sah mit unendlichem Schmerz den Geliebten ganz in der Gewalt dieser unheimlichen Menschen; aber ihr blieb nichts übrig, als ihr Unglück geduldig zu ertragen. Im Anfange der Reise kamen noch ein Paar Briefe von Herrmann, voll Versicherungen seiner Zärtlichkeit, aber auch voll von den Herrlichkeiten, die er in Deutschland und der Lombardey schon geschaut, von den Ehren, die man ihm erwiesen, von den Gemählden, die er entworfen oder copirt. Seiner Reisegefährten wurde wenig, Olympien's gar nicht gedacht, und dieß Schweigen war für Jutta das sicherste Zeichen, daß Freywalds Herz nicht mehr unbefangen und er nicht im Stande sey, mit gleichgültiger Ruhe über diesen Punct zu schreiben.

Nach diesen ersten freundlichen Zeichen der Erinnerung folgte eine lange, lange Pause.

Nach vielen Monaten kamen einige kurze Zeilen aus Rom, und endlich verstummte der abwesende Freund ganz. Zufällige Nachrichten von Handelshäusern brachten ihr einzelne Laute von seinem Leben, von dem Ruhm, den er sich erwarb. So vergingen zwey, drey Jahre. Die Mutter sah das einst blühende Mädchen in stillem Harm dahin welken, sie wußte die Ursache, und ihre mütterliche Angst ergriff das letzte Mittel, durch einen gemeinschaftlichen Verwandten geradezu an den Treubrüchigen schreiben zu lassen, und von ihm zu verlangen, daß er sich bestimmt erkläre, und dem Mädchen, mit dem er sich verlobt, entweder ihr Wort zurück geben, oder das seinige halten sollte.

Die Antwort blieb lange aus. Der Brief irrte eine Weile in Italien umher, bis er den Gesuchten endlich zu Viterbo zu den Füßen seiner Göttinn auf einer reizenden Villa fand, wo sie sich mit ihm, von Künstlern und Kunstliebhabern umgeben, unter welchen Signor Corradelli eine Hauptrolle spielte, einem üppigen Leben im Genuß aller Freuden der Phantasie und Sinnlichkeit hingab. Die Villa war ganz nach Art der alt römischen Landhäuser angelegt. Schattige Säulenhallen und sonnige Porticus

bothen Spaziergänge für jede Tages und Jahrszeit an, sinnreich angelegte Gärten, Bäder, Springbrunnen, Tempel, in welchen manches alte heidnische Götzenbild, sorgsam wieder aufgestellt, seine Verehrer und wohl auch seine Opfer fand, zierten den wollustathmenden Aufenthalt. Herrmann, jetzt Signor Arminio genannt, arbeitete in einer prächtigen Werkstätte, er hatte Deutschland, seine Jutta, seinen frommen Glauben vergessen, den engen Kreis vaterländischer Kunst mit kühnem Geist verlassen. Keine heiligen Geschichten, keine frommen Sagen, oder Ideale einer andächtig reinen Einbildungskraft beschäftigten mehr seinen Pinsel, er hatte aus dem Urquell des Schönen getrunken, die Hellenenwelt war vor seinen Blicken aufgegangen, Sospini und Corradelli hatten ihm zu Führern gedient, und Donna Olympia's reizende Formen waren die sichtbare Auslegung des Canon des Polyklet. Er schuf Meisterstücke in diesem Sinn, seine Cytheren, seine Nymphen in kühlen Grotten badend, seine lüsternen Bachanalien entzückten jeden Beschauer, ganz Italien nannte seinen Nahmen, Fürsten und Große suchten ihn auf, Geld strömte ihm von allen Seiten zu, und in Olympias Armen beglückte

ihn die süßeste Liebe. Ein gerechter Stolz erhob ihn über alle seine Zeitgenossen, über alle seine Erwartungen, über alle Rücksichten auf andre Menschen, und auch über jeden dankbaren Blick auf den Schöpfer, von dem er Alles dieß empfangen. Er stand auf dem Gipfel der Menschheit. Tief unter sich sah er das Streben der andern Künstler, und darum entbrannte sein Zorn mit Recht, wenn es Einer von ihnen wagte, ihn zu tadeln, oder wohl gar ein Werk aufzustellen, daß sich in einen vergeblichen Wettstreit mit Arminios unsterblichen Arbeiten einzulassen erkühnte. Neben ihm durfte, sollte kein Anderer stehen, und der Freche, der es wagen konnte, mußte durch öffentlichen Tadel und Schimpf dafür bestraft werden. Corradelli schürte fleißig an diesen Flammen, und seine Gespräche, manche Geschichte von irgend einem Künstler, der sich einen verhaßten Nebenbuhler seines Ruhms durch einen kräftigen Dolchstoß oder einige Tropfen Aqua Tophana vom Halse geschaft, fanden in Italien nicht mehr den Abscheu in seiner Brust, den sie ihm in Deutschland erregt hatten. In dieser Stimmung traf ihn Jutta's Brief. Wie eine plötzliche Erinnerung an die Spiele der Knabenzeit dem erfahrnen Mann im Welt-

gewühl aus dunkler Vergangenheit aufdämmert, und er sich wundert, wie er einst an solchen Kleinigkeiten Wohlgefallen, ja Glück habe finden können, eben so traf Freywald jetzt das unvermuthete Zurückrufen halbvergeßner Gefühle und Verpflichtungen, und so wie den Mann dabey eine Art von wehmüthiger Empfindung überschleicht, so regte sich auch in seiner Brust eine trübe Aufwallung, die halb Reue, halb Beschämung war. Doch der Mann kann nicht mehr zu den Spielereyen der Kindheit zurück kehren, und eben so unmöglich wäre es für Herrmann gewesen, sich in jene dumpf beschränkenden Formen zu fügen, nachdem gewaltig wirkende Umstände, ohne sein Zuthun, ihn daraus fort gerissen, und auf einen Punct gestellt hatten, den zu verlassen Sünde und Verrath an der Natur und Kunst wäre.

In diesem Sinne, obgleich recht mild und schonend, war seine Antwort abgefaßt. Er gab Jutta feyerlich ihr Wort zurück, wünschte ihr alles Glück, das sie verdiente, und in einer Verbindung mit ihm doch nicht gefunden haben würde, und glaubte nun jeder Pflicht gegen sie, und jeder Forderung seines eigenen Gewissens ein Genüge gethan zu haben. Stieg

auch zuweilen ein kleiner Zweifel in ihm auf, so scherzte ihn Donna Olympia hinweg, oder Corradelli wußte ihn geschickt mit Hindeutung auf sein Künstlerwalten zu beschwichtigen. Überhaupt drängte sich dieser jetzt mehr und näher an ihn; das Zutrauen, welches ihm Freywald nicht gab, wußte er an sich zu reissen, die Geheimnisse, die er ihm geflissentlich verbarg, errieth er doch, und bey kühnen Unternehmungen, bey bedenklichen Verlegenheiten, in welche Lebenslust und Übermuth den unbedachten Künstler hineinzogen, wußte er sich so hülfreich, so schlau und muthig zu bezeigen, daß er Freywald nach und nach mit tausend Fäden umspann, in denen es diesem unmöglich war, die Unabhängigkeit seines Geistes und seiner Entschließungen zu bewahren.

Nach und nach flogen auch einige Wolkenschatten über Freywalds sonnigen Lebenstag, und diese Schatten wurden immer mehr, immer bleibender. Sein Stolz, ja sein Übermuth zog ihm unzählige Feinde zu, und wer zu bescheiden oder zu edel war, sein Verdienst zu beneiden, wurde durch seine Anmaßungen erbittert. Sein Leben war ein fortgesetzter Kampf mit Neid, Cabale und Hinterlist; er sah oder glaubte sich

verfolgt, und nun erschien ihm noch das Ärgste, das ihm begegnen konnte. Es trat ein Künstler aus Florenz auf, der in der Bildhauerey sich kühn auf die Höhe stellen durfte, die Freywald mit dem Pinsel erreicht hatte. Dieser Künstler war noch überdieß jung, schön wie eine Athletengestalt mit Apollozügen, und, was noch mehr war, auch unternehmend und meist siegreich bey dem Frauengeschlecht. Seine Erscheinung hatte sichtbar auf Olympien gewirkt, und Freywald konnte sich's nicht bergen, daß jetzt ein entscheidender Augenblick eingetreten sey, der über einen großen Theil seines Lebensglückes bestimmen müßte. Sein Stolz bäumte sich gegen den Gedanken, einem Nebenbuhler zu weichen, oder ihn auch nur fürchten zu müssen, und der Florentiner empfand bald das ganze Gewicht des Übermuths und Widerwillens, womit ihn jener zu Boden zu drücken und von Olympien zu entfernen strebte. Zu seinem großen Mißvergnügen erkannte Freywald bald, daß das nicht so leicht gehen wollte, als er gehofft; er glaubte vorher nie gekannte Launen, Ungleichheiten, ja sogar Spuren von Kälte in Olympiens Betragen gegen ihn zu bemerken, und seine Eifersucht loderte in helle Flammen auf. Ein Ge-

fühl von Beschämung hielt ihn ab, diese Regungen vor Corradelli zu zeigen; der Schlaue errieth sie doch, und drängte sich in das Geheimniß, indem er zugleich dem Sturmbewegten durch seine Hülfe Befriedigung seiner Rache und die wirksamste Befreyung von dem gefürchteten Nebenbuhler in der Ferne sehen ließ.

Freywalds Gemüth empörte sich gegen solche Vorschläge. Er trieb den verdächtigen Vertrauten von sich, er nahm sich vor, scharf und ruhig zu beobachten, mit Olympien selbst zu sprechen, und dann erst zu thun, was unabläßig geschehen mußte. Seine Beobachtungen dienten nicht, ihn zu beruhigen, und Olympia's Entschuldigungen, selbst die Art, wie sie seine Vorwürfe annahm, entflammten seine Eifersucht nur noch mehr. Die Brust voll Schmerz, den Kopf voll Zweifel und rachsüchtigen Entwürfen schritt er einmahl spät von der Villa seinem Quartier in Viterbo zu. Nicht weit vom Thore sah er sich plötzlich von zwey Vermummten überfallen, deren einer, an Größe und Kraft ihm weit überlegen, den Dolch auf seine Brust zückte. Eine geschickte Wendung rettete sein Leben, er hatte Zeit, nach dem Schwerte zu greifen, und verwundete einen seiner Gegner. Der andere

entfloh, im Entfliehen sank ihm der Mantel von den Schultern, und Herrmann glaubte den Florentiner zu erkennen. Diese Entdeckung setzte ihn außer sich vor Zorn, er eilte seinem Feind mit gezücktem Schwerte nach, er würde ihn unfehlbar ermordet haben, hätte er sich nicht in diesem Augenblicke von einem starken Arm gehalten gefühlt. Ungeduldig riß er sich los. Corradelli stand vor ihm. Dieser Zeuge eines solchen Auftrittes war das Ungelegenste, das ihm begegnen konnte. Zu läugnen war nichts, zum bemänteln war Herrmann selbst zu erhitzt; so erfuhr Corradelli alles, und mit höhnischem Lachen und beissendem Spott über seine Gewissenhaftigkeit, dem Andern nicht zu thun, was dieser sich eben gegen ihn erlaubt, trieb er den Unglücklichen zu einer Wuth, in der er sich selbst kaum mehr kannte. Corradelli hatte ihn begleitet, und während jenen Gesprächen, die in Herrmanns Brust solche Stürme erregten, waren sie bis an seine Wohnung gekommen. Nun seyd ihr sicher, mein Freund, sagte der Bilderhändler: nun lebt wohl! Er ging, und Herrmann blieb mit aller seiner Eifersucht und seinem Unglück allein.

Von dem Tage an ging er nicht mehr ohne

Schutzwaffen, nicht mehr Abends allein von Olympien nach Hause. Es hätte dieser Vorsicht nicht bedurft. Man hielt ihn nicht so lange auf. Es stand ihm frey, sich jeden Tag noch bey guter Zeit auf den Rückweg zu machen. Er fühlte das wohl, er sah, wie der Florentiner von Tag zu Tag in Olympia's Gunst stieg, und bald den Platz einzunehmen drohte, den Herrmann so lange besessen. Das brachte ihn in die höchste Wuth, und der Gedanke, wie wenig verantwortlich doch der Mord eines Menschen seyn könne, der sich gegen ihn schon einen solchen Angriff erlaubt, ja die Rücksicht, daß es eigentlich bloß Nothwehr wäre, wenn er dem Italiener zuvorkäme, der, wie Corradelli ihn oft bemerken machte, den einmahl verfehlten Versuch gewiß nächstens erneuern würde, fing an, nach und nach seinen Abscheu vor einer solchen Frevelthat zu schwächen. Corradellis Einflüsterungen trugen das ihrige dazu bey, und nur ein Rest von Gewissenhaftigkeit und Gottesfurcht, aus seinen deutschen Wäldern stammend, hielt den Sieg des Italieners über sein beßeres Selbst noch auf. Da brachte er ihm eines Tages gegen Abend ein Billet von Olympiens Hand. Freywold wollte es schnell erbrechen. Corradelli lachte

hämisch — es war schon offen. Herrmann besah die Aufschrift, sie war an den Florentiner. Wüthend schlug er das Papier auseinander, es enthielt die Bestellung zu einer Zusammenkunft in dieser Nacht, in einem Pavillon des Gartens. Des plumpen Deutschen mit seiner schwerfälligen Liebe wurde nebenher erwähnt, und aus allem ließ sich schließen, daß diese Zusammenkunft nicht die erste in ihrer Art sey. Herrmann erbleichte vor Zorn, seine Zähne schlugen aneinander, er war unfähig, der Wuth, die ihn mit Höllengewalt packte, Worte zu geben.

Und was denkt ihr zu thun? fragte der Italiener mit unleidlichem Phlegma.

Jetzt flammte glühendes Roth über Herrmanns Gesicht, sein Auge sprühte Funken. Er muß sterben! rief er: Noch heute, noch bevor er diese buhlerische Heuchlerinn in seine Arme schließt. Er, und dann sie!

Ho! Nicht zu viel! rief Corradelli: Laßt euch damit begnügen, euch von einem Nebenbuhler befreyt zu haben! Bey ihr möchte es euch nicht gelingen, und ein Blick von ihr euch entwaffnen.

Das wird sich finden, rief Herrmann, ent-

rüstet über diese Rede, die ihm wie Spott klang: Jetzt geht! — Ich habe noch viel zu besorgen.

»Ihr nehmt mich doch mit?« Herrmann sah den Italiener unschlüßig an. »Laßt mich mit euch gehn, wer weiß, in was ich euch nützen kann.«

Meinethalben! So seyd um neun Uhr hier.

Corradelli ging. Herrmann, blutige Gedanken im Kopf, eine Hölle im Herzen, schritt noch lange hastig das Zimmer auf und ab. Olympiens Falschheit, des Florentiners beabsichtigter Meuchelmord, die Zusammenkunft dieser Nacht, entflammten wechselweise seine Eifersucht, seinen Stolz, seine Rachgier. Er war entschlossen, und suchte nur noch nach einem tüchtigen Werkzeug des Todes nach Landesart; denn sein gutes deutsches Schwert schien ihm nicht zu solchem Vorhaben dienlich. Da fiel es ihm bey, daß er sich auf des Marchese Rath, gleich bey seinem Eintritt in Italien, bey dem berühmtesten Waffenschmid einen trefflichen Dolch gekauft, nun aber seit langer Zeit ganz vergessen hatte. Er sann nach, wo er ihn wohl finden könnte, und erinnerte sich, daß er wahrscheinlich bey vielem alten Geräthe liegen würde, was er zum Theil noch mit aus Deutschland gebracht. Wirklich fand es sich so. Mit al-

lerley Kleinigkeiten von abgelegten Dingen, Mahlergeräthschaften u. s. w., lag auch der Dolch in einem Bündel beysammen, und guckte nur mit der Spitze heraus. Herrmann wollte ihn hervorziehn, er zog und zog, und gewahrte endlich, daß das Hinderniß von einer langen Schnur kam, die sich zufällig, aber vielfältig um das seltsame Gewirre verschiedenartiger Dinge geschlungen hatte. Er wollte nun zuerst die Schnur loswickeln; es gelang nicht, und als er endlich ungeduldig anriß, ging sie entzwey, und der Kreuzpartikel — Juttens Abschiedsgeschenk — fiel ihm in die Hand.

Sein Blut erstarrte. Zwischen jenem Augenblick, wo er ihn erhielt, und diesem — welche Kluft! Was war er damahls gewesen, und was jetzt? Weinend hatte die treue Geliebte ihm das kostbarste, was sie besaß, ihr Heiligthum, mit auf den Weg gegeben, um ihn vor Versuchungen zu bewahren — jetzt stand er im Begriff, einen Mord zu begehn!

Er schauderte vor sich selbst. Der gähe Riß, welchen diese ganz fremde Gedankenreihe in die blutigen Vorsätze seines aufgeregten Geistes machte, schüttelte sein Inneres zusammen. Er sank auf einen Sitz. Den Kreuzpartikel in der

Hand, den er seit dem ersten Monat in Italien abgelegt, und nicht wieder daran gedacht hatte, die Augen starr auf den Boden vor sich hin geheftet, saß er lange, lange, keines klaren Gedankens, keines Entschlusses mächtig. Es dunkelte allmählig. Mit dem Schlag Neun trat der Mordgeselle ein. Herrmann fuhr entsetzt auf, und trat ihm, den Kreuzpartikel in der Hand, noch immer mit sich selbst nicht einig, entgegen; denn Olympia's Gunst und der Besitz ihrer Liebe war ein Glück, das ihm mit seinem Seelenheil kaum zu theuer erkauft schien. — Da fuhr Corradelli zurück. In dem Schein der Dämmerung glaubte Herrmann seine Züge sich zu furchtbarem Grinsen verzerren und Funken aus seinen Augen blitzen zu sehn, und eine schreckliche Ahnung befiel sein Herz. Wer bist du! rief er entsetzt und zitternd: Wenn du kein Mensch, wenn du der bist, den ich zu nennen schaudre, so flieh, flieh im Nahmen des Gekreuzigten! — Ein Donnerschlag erschütterte, so wie er das Wort gesprochen, das ganze Haus. Herrmann stürzte betäubt zu Boden.

Als er wieder zu sich kam, war es heller Morgen, die Sonne schon längst aufgegangen, in seinem Kopfe nur dumpfes wirres Bewußt-

seyn des gestern Vorgegangenen, das nur allmählig sich zu klaren Erinnerungen aufhellte, und ihm den furchtbaren Abgrund zeigte, an dem er gewandelt. Er bedurfte lange, bis er endlich zur ganzen Einsicht seiner Lage, und des Weges kam, der ihn von dem ersten Augenblick des Zusammentreffens mit dem Schrecklichen an jenem Abend in der Seestadt, bis hierher geführt. Sein erschütterter Geist war aber noch nicht fähig, sich zu fassen; noch stritten die Welt und Olympia mit dem Himmel, der so furchtbar an des Sünders Herz gerüttelt hatte, um den Besitz desselben. Er war überzeugt, daß Olympia und ihr Oheim eben so von dem bösen Princip getäuscht waren worden, wie er; es war seine Pflicht, auch ihnen die Augen zu öffnen, sie zu warnen, und so bald er auszugehn im Stande war, eilte er auf die Villa hinaus. Tiefes Schweigen — Einsamkeit empfing ihn im Hofe. Niemand ließ sich in den Hallen, auf der Treppe sehen. Die Saalthüren waren verschlossen, eben so die Thüren der übrigen Gemächer, die er zu öffnen versuchte. Bestürzt, Unglück ahnend, stieg er hinab in den Hof, um bey dem alten Hausverwalter Auskunft zu erhalten. Die Frau kam auf sein Po=

chen an die Thür und fragte, was dem Herren beliebte? Herrmann sah sie befremdet an, doch äußerte er nichts und fragte nur, wo die Herrschaft sey. — Die Herrschaft? O, die ist heut in aller Früh mit Sack und Pack nach Neapel abgereiset. — »Und haben keinen Auftrag, keine Bothschaft an mich zurück gelassen?« An euch, Signor? fragte die Alte verwundert: Verzeiht, mit wem habe ich die Ehre zu reden? Barberina! rief Herrmann: Wie geschieht dir, kennst du mich nicht mehr? Seh ich denn heute anders aus, wie gestern?

Nehmt mir's nicht übel, Signor, erwiederte die Frau: Aber ich habe euch, so lange ich hier wohne, und das ist schon an die dreyßig Jahr, nie in diesem Hause gesehn.

Herrmann fühlte sein Blut in den Adern gerinnen. Was sollte er von dieser Verwandlung denken? Er faßte sich aber noch und sagte: Ich bin ja Arminio, der deutsche Mahler, der mit der Herrschaft angekommen, der hier gemahlt. Und nun wollte er der Alten noch mehr Zeichen angeben, aber sie schrie laut auf: Bewahre uns Gott vor solchen Leuten! Signor Arminio ist mit der Herrschaft fort. Ihr seyd

ein Schelm oder ein Narr! Und mit diesen Worten warf sie die Thür zu.

Freywald stand starr und stumm vor der geschloßnen Thür. Olympia war fort, und ein spuckhaftes Wesen ersetzte seinen Platz bey ihr. Er war nicht im Stande, das Chaos von Begriffen zu ordnen, das jetzt in seinem Kopfe wühlte. Einige Kinder von Dienstleuten auf der Villa, die er wohl kannte, gingen durch den Hof und an ihm vorüber; keines schien ihn zu kennen. Er redete Eines an, es blickte verwundert auf den fremden Mann. In dem Augenblick kam auch der Hausverwalter durch den Thorweg herein. Herrmann trat auf ihn zu, und redete ihn bekannt an. Checho nahm die Mütze ab, und fragte, womit er dienen könnte? Auch hier dieselben Fragen, dieselben Antworten. Arminio war mit dem Marchese und seiner Tochter plötzlich in aller Frühe abgereiset, die Dienerschaft in einigen Stunden nachgefolgt.

Nun war Herrmann überzeugt, daß eine ungeheure Täuschung ihn oder die Bewohner des Hauses, oder vielmehr Beyde äffe. Verwirrt, keines klaren Gedankens mächtig, kam er in sein Quartier. Seine erste Vorstellung war, Olympien zu folgen; er ging zu den Schränken,

an den Schreibtisch, alles Nöthige zur schnellen Reise zu ordnen. Mit Entsetzen gewahrte er hier gewaltige Lücken. Alles, was er in der Zeit seines Aufenthalts in Viterbo erworben, erhalten, gekauft hatte, war verschwunden; nur was er mit aus dem Vaterlande gebracht, lag unberührt an den alten Stellen. Er sank auf einen Stuhl, in bittre Betrachtungen, in schreckliche Vermuthungen versenkt. Nun wollte er noch Eins versuchen. Er eilte nach Rom, seine dortigen Freunde zu sehen; er trat zu dem Ersten ein. Man empfing ihn fremd; er nannte sich—man lächelte. Der Mahler Arminio war ein ganz Andrer gewesen, und mit dem alten Marchese und dessen Buhlerinn abgereiset. Niemand wußte wohin. Man sprach zweydeutig von der Erscheinung dieser Leute, und sie schienen überhaupt nicht im besten Rufe gestanden zu haben. Der trostlose Versuch wurde oft wiederhohlt, und fiel jedesmahl eben so niederschlagend aus. Es war entschieden, daß Niemand Herrmann in seiner eigentlichen Gestalt gekannt, daß er Allen ein Andrer erschienen war, und kein Mensch weder in Rom noch Viterbo ihm zugestehen wollte, daß er der Urheber der herrlichen Gemählde sey, die hier und dort noch

in den Pallästen der Großen prangten. Ja, als er fest und unabänderlich auf dieser Behauptung bestand, fühlte er wohl, daß er anfing, in den Verdacht des Wahnsinns zu kommen, und man Miene machte, sich seiner Person zu versichern. Jetzt war also alles entschieden; sein Ruhm, seine Liebe, sein Glück, ja seine Persönlichkeit waren vernichtet — er war gar nichts mehr, als ein nahmenloses Ding, das Niemand angehörte, von Niemand gekannt war, und dem es frey stand, sich arm und unbekannt durch ein fremdes Land zu schlagen.

Was jene Leute besorgt hatten, drohte wirklich an ihm in Erfüllung zu gehn. Sein Zustand grenzte an Wahnsinn; es gab Augenblicke, wo er an sich selbst, seinem Daseyn, seinem ganzen Aufenthalt in Italien zu zweifeln begann, und nur der Eine gräßliche Moment, in welchem Corradelli, vor dem Heiligthum fliehend, sich in seiner furchtbaren Gestalt gezeigt hatte, trat hell in seiner Erinnerung hervor, und, alles mit Flammen und Grauen der Hölle färbend, erschienen ihm endlich Olympia, der Marchese, sein eignes Thun und Treiben in der heidnischen Welt, wie Eine lange zusammenhängende Täuschung der Hölle, die ihn in ihren Ab=

grund zu reissen suchte. Sein Geist und sein Körper erlagen diesen Stürmen und eine furchtbare Krankheit brachte diesen an den Rand des Grabes, jenen auf lange Zeit in gänzlichen Irrwahn.

In der Seestadt, in welcher vor mehreren Jahren das schöne Altarblatt von dem nun ganz verschollenen Meister Freywald aufgestellt war, der sich einige Zeit darnach, wie es hieß, nach Italien begeben, und nie wieder etwas von sich hatte hören lassen, lebte ein tief bekümmerter Vater, der reiche Rathsherr und Handelsmann Hohenstein. Alle Hoffnung seines Hauses ruhte, nachdem ihm Gottes Rathschluß von vier hoffnungsvollen Kindern nur einen einzigen Sohn übrig gelassen, auf diesem seinen Jüngsten, Albrecht genannt. Er war seit einem Jahre als ein vollkräftiger, blühender, frommer Jüngling von seiner Reise zurück gekommen, und der Vater hatte darauf gerechnet, ihn bald mit einer edlen Jungfrau seiner Vaterstadt verbunden, in beglückenden häuslichen Verhältnissen zu sehn. Aber es kam ganz anders, als der Va=

ter gemeint hatte. Albrecht war kaum einige Wochen zu Hause, war kaum von dem Vater bey Familienschmäusen und kleinen Festen in den besten Häusern bekannt geworden, als sich Anwandlungen von Trübsinn und ein schwärmerisches Wesen an dem jungen Manne zeigte, welche deutlich auf einen geheimen Kummer in seiner Brust schließen ließen. Vergebens suchte der Vater ihn auf allerley Art durch Geschäfte und Ergötzlichkeiten zu zerstreuen, vergebens drang er selbst unmittelbar in ihn, ihm seinen geheimen Gram zu offenbaren, und ließ ihn durch jüngere Freunde ausforschen. Im Anfange läugnete er Alles, und gestand zuletzt, daß er zwar ein verborgenes Anliegen habe, dieß aber Niemand entdecken, und sein Geheimniß mit sich in's Grab nehmen würde. Aber was wäre der älterlichen Liebe, die ihr ganzes Glück nur in dem Wohl ihrer Kinder findet, unmöglich? Nach vielen, vielen Wochen kam der Vater endlich doch dem Geheimniß seines Sohnes auf die Spur. Es war nichts anders, wie er sogleich vermuthet hatte, als Liebe, aber auch die thörichtste, hoffnungsloseste, die es geben konnte; denn ihr Gegenstand war kein lebendes Wesen, sondern ein Geschöpf fremder

Einbildungskraft. Täglich mit dem Frühesten nähmlich stand der arme Albrecht in der Domkirche und betrachtete während des Frühgottesdienstes unabläßig und mit schwimmenden Augen das Bild der heiligen Katharina, sog das süße Gift mit vollen Zügen ein, und fühlte entschieden in seiner Brust, daß er nie mehr ein irdisch Weib würde lieben können, und entwarf schwärmerisch fromme Plane, wie er der Heiligen zu Ehren mit seinem Vermögen einst eine Kirche und ein Kloster stiften, und an ihrem Altar ihr dienen möchte sein Lebelang.

Gegen eine also gefaßte und genährte Neigung gelten keine Vernunftsgründe; denn was sich hier sagen ließ, wußte ein Jüngling von Albrechts Erziehung, Verstand und Grundsätzen selbst. Des Vaters einzige Hoffnung beruhte auf der Zeit, die doch für so vieles Rath weiß, und auf irgend einem glücklichen Ungefähr, das dem Sohne einst ein Mädchen zuführen werde, über welchem er seine phantastische Liebe zu der gemahlten Heiligen vergessen könnte. Aber diese Erwartung schien sich nicht erfüllen zu wollen. Ein ganzes Jahr war so hingegangen, und Albrechts blühende Wangen fingen an zu erbleichen, als eines Abends der besorgte

Vater, der es nie über sein Herz hatte bringen können, mit irgend einem Freunde über die tolle Verirrung seines Sohnes, wie er sie nannte, zu sprechen, doch am traulichen Kamin gegen seinen alten Schul- und Lebensgefährten, den Buchhalter seines Hauses, der mit treuer Liebe dem geehrten Principal ergeben war, endlich das gedrückte Herz öffnete, und mit ihm von dieser Angelegenheit, die er als ein vom Himmel gesendetes Kreuz ansah, zu sprechen anfing. Herr Willibald hörte eine Weile bedächtlich zu, und sagte dann: Fürwahr ein schlimmer Handel! obwohl die Wahl des werthgeschätzten Herrn Sohnes nicht allein, wie ich bekennen muß, von gutem Geschmacke zeiget, massen diese Figur der heiligen Katharina wirklich eines der schönsten Frauenzimmer, so ich je gesehen, vorstellt, im Grunde aber solche Neigung auch nicht so ganz phantastisch ist, als sie auf dem ersten Anblick scheinet, indem ich mich sehr wohl erinnere, einmahl gehört zu haben, daß der berühmte Meister Freywald, wessen er aber nie geständig war, seine Herzliebste und damahlige Braut unter besagtem Bild abconterfeyt habe.

Was sagt ihr? rief der Senator: Die Hei-

lige wäre kein bloßes Geschöpf der Einbildungskraft? Es lebte ein Mädchen? Doch wo denke ich hin! Seit jener Zeit sind mehr als sechs Jahre verflossen, und jene Person ist nun, wenn sie noch lebt, und eure Geschichte wahr ist, längst des Mahlers Weib. Und wer ist sie? Wer waren ihre Ältern?

Das wußte der Buchhalter nicht, machte aber seinem Principal begreiflich, daß Alles dieses und noch mehr in der Mahlers Vaterstadt auszuforschen seyn würde. Er selbst both sich an, dahin zu reisen; doch sollte alles, wie sich's versteht, dem Sohne ein Geheimniß bleiben, um nicht voreilige Hoffnungen zu erregen.

Nach vier Wochen kam Herr Willibald zurück, und seine Nachrichten lauteten halb erfreulich und halb niederschlagend. Jutta Behringerinn lebte noch, war auch unvermählt, seit der Mahler Freywald sie in sträflichem Leichtsinn verlassen, und mit einer wunderlichen Italiener-Familie nach Wälschland gezogen war; aber Gram und Zeit hatten an der zarten Blüthe genagt, sie war nicht mehr so schön, wie sie dem verliebten Mahler damahls erschienen seyn mochte, und überdieß nur eines rechtlichen aber armen Bürgers hinterlassenes Kind,

also keine Braut für den Sohn des angesehenen reichen Senators aus der glänzenden Hansestadt. Herr Willibald meinte daher, daß es wohl das klügste seyn würde, über die ganze Entdeckung gegen den Jüngling zu schweigen, und zu thun, als ob man um nichts wüßte. Das meinte der Vater auch, aber sein Herz vermochte nicht, den Anblick des schwermüthig dahinwelkenden Sohnes zu ertragen, da es in seiner Macht stand, diese Schmerzen zu heilen. Er entdeckte ihm daher in einer Aufwallung väterlicher Zärtlichkeit alles, was er durch Herrn Willibald wußte, und stand starr und erstaunt über die unbegreifliche Wirkung, welche diese Nachricht auf den verliebten Schwärmer machte. Er war von dem Augenblick an verwandelt, Lebensmuth und Lebenslust kehrten in seine Brust wieder, seine Augen glänzten von jugendlichem Feuer, und schönen Hoffnungen. Des Vaters Stolz wich den Bitten des Sohnes; er willigte in diese Verbindung, wenn es Albrecht gelänge, das Urbild seiner Heiligen zu rühren, und so reisete denn der hoffnungsreiche Glückliche nach Jutta's Vaterstadt ab. Ein schicklicher Vorwand führte ihn, an des Herrn Bürgermeisters Hand, der ein weitläufiger

Verwandter seiner seligen Mutter war, bey Frau Engelbertha ein. Hier sah er die Ersehnte, und stand stumm, unfähig seinen ersonnenen Auftrag auszurichten, glaubte im Himmel zu seyn, und wäre beynahe der Jungfrau zu Füßen gestürzt; denn die Heilige stand wirklich vor ihm, und was Kummer und Jahre an ihren Reizen genommen hatten, hatte der Ausdruck himmlischer Geduld und Sanftmuth in den zarten blassen Zügen ersetzt, so daß sie ihm ganz wie eine Verklärte erschien.

Bald gewahrten Jutta und mit ihr die Mutter, daß wohl etwas anders als das vorgebliche Handelsgeschäft den jungen Mann so oft zu ihnen führe, und eben, weil sie dieß sahen, und der wohlgebildete, feine Mann, dessen edles Gemüth sich in jeder Miene und Handlung aussprach, Jutta innige Achtung eingeflößt hatte, wurde beschlossen, eine Flamme, welche, bey dem Unterschied des Standes, nur verderblich für ihn wirken mußte, im ersten Auflodern zu ersticken. Die kluge Matrone hielt es für das Beste, den geraden Weg zu gehn, den werthgeschätzten Jüngling nicht mit leeren Ausflüchten zu kränken, sondern ihn ganz unverhohlen aber höchst freundlich zu bitten, seine

Besuche künftig einzustellen, weil sie die Verantwortung nicht auf sich laden wollte, einen Sohn in ein Verhältniß gelockt zu haben, das seinem Vater nimmermehr gefallen könne. Wie groß aber war das Erstaunen, die mütterliche Freude der guten Alten, als ihr Albrecht eröffnete, daß er mit Bewilligung seines Vaters hier sey, daß er Jutta im Bilde gesehn, und kurz die ganze Geschichte seiner Liebe erzählte. Nun hatte die Sache eine andere Gestalt gewonnen, die liebende Mutter lebte in schönen Hoffnungen für ihr theures Kind wieder auf, nachdem sie mit Jutta bereits auf alles Glück für diese Welt verzichtet hatte. Jutta, in deren Herzen die Wunden, welche ein Treuloser ihr geschlagen, längst verblutet und statt des verzehrenden Schmerzens eine sanfte gottergebene Stimmung in ihr erzeugt hatten, war wohl nicht mehr im Stande, die Gluth erster, einziger Liebe für den später Gekannten zu fühlen; aber seine Tugenden flößten ihr Achtung ein, seine Liebe rührte sie, seine Wohlgestalt, sein liebenswürdiges Betragen zogen sie mit jedem Tag fester an ihn, und der Gedanke, doch noch ihre ehrenvolle Bestimmung als Gattinn und Hausfrau auf dieser Erde erreichen, und die

letzten Tage ihrer Mutter verschönern zu können, bestimmten sie nach einigen Monathen, in den sehnlichen Wunsch ihres schwärmerischen Liebhabers zu willigen, und ihm, von der glücklichen Mutter begleitet, nach seiner Vaterstadt zu folgen. Hier machten sie nun mit dem zufriednen Vater nur eine Familie aus, und dieser fand nie Ursache, seine Nachgiebigkeit zu bereuen, indem das Glück seines Sohns, die Schönheit und Tugend seiner Schnur ihm reicher Ersatz für eine glänzende Herkunft waren.

Jutta hatte nun mit ihrem Gemahl bereits vier Jahre in einer sehr glücklichen Ehe gelebt, als ein Geschäft diesen nach einer Stadt in Süddeutschland rief. Mutter Engelbertha's Tod, der um diese Zeit erfolgte, machte für die betrübte Tochter eine kleine Zerstreuung wünschenswerth, und so schlug Albrecht seiner Frau vor, daß sie ihn begleiten möchte. Gern willigte sie in einen Vorschlag, der ihrem Freunde Freude zu machen schien, und sie einer schmerzlichen Trennung überhob. Sie reisten ab, sie langten an dem Orte ihrer Bestimmung an, und Albrecht machte sich ein großes Vergnügen

daraus, sein geliebtes Weib in dieser Stadt, die er aus früherem Aufenthalt wohl kannte, herum zu führen, und ihr alles Sehenswerthe zu zeigen, das er ihr mit richtigem Geschmack und feinem Sinn für das Schöne bemerken zu machen wußte. So traten sie eines Abends, als es schon zu dämmern begann, in den majestätischen Münster. Das hohe luftige Gewölbe umfing sie mit ernsten Schauern, die schlanken Säulenschäfte stiegen um sie empor und verzweigten sich in einer Höhe mit einander zu kühnen Bogen, unter welchen bereits jetzt magisches Dunkel herrschte und das Auge nichts mehr zu unterscheiden fähig war. Nur hier und da brannte eine einzelne Ampel und zeigte mehr die Finsterniß der tiefen Hallen, als sie dem Wandelnden zu leuchten geeignet war. Ehrfurcht, Andacht und ein geheimes Grauen ergriff Jutta's Herz, und in dem Augenblick erklangen leise, beweglich und ernst die Töne der Orgel. Eine unerklärliche aber süße Wehmuth überströmte sie, sie kniete in einen Stuhl hin, und faltete in frommer Regung die Hände. Da wurde es ihr zur Seite von Fackeln hell, die Glocken begannen zu läuten, und ein bethender Gesang nahte sich durch die offne Sei-

tenpforte der Kirche. Die beyden Gatten blickten hin. Es war ein stiller einfacher Leichenzug, ohne großes Gepränge, nur von Einem Priester geführt. Albrecht war unmuthig, er fürchtete bey dieser lebhaften Mahnung an der Mutter Tod eine zu große Aufregung für sein geliebtes Weib, und wollte sie bereden, die Kirche mit ihm zu verlassen. Aber sie bath ihn, bleiben zu dürfen, sie versprach ihm, standhaft zu seyn, es war ihr nicht möglich, fort zu gehn, es war ihr, als zöge ein wehmüthig unerklärlicher Zug sie zu der ernsten Feyer, die vor ihr vorgehn sollte. Sie verließ den Stuhl und mischte sich unter die Bethenden. Das Gebeth klang für einen Todten männlichen Geschlechts; aber Niemand begleitete den Leichenzug, dessen Kleidung oder Geberde auf einen nahen Angehörigen schließen ließ. Wer mochte wohl der Einsame, Verlassene gewesen seyn, den man hier zur letzten Ruhstatt trug? Indessen wurde der Sarg niedergesetzt und mit Weihwasser besprengt, die Orgeltöne gingen so feyerlich, der Gesang des Geistlichen so ernst, und Jutta konnte der Begierde nicht widerstehen, zu fragen, wer der Verstorbene gewesen sey? Sie näherte sich einem der Träger. Es war ein Mahler gewesen,

der seit drey Jahren sich hier aufgehalten, mit Niemand Umgang gepflogen, und nach längerem Siechthum endlich sein einsames Leben beschlossen habe. Der Nahme klang ganz fremd; dennoch ergriff der Bericht Jutten mit unglaublicher Gewalt, und sie vermochte es nicht, als nun die Ceremonie vorüber war, und sie mit allen Übrigen die Kirche verlassen hatte, ihrem Manne die Bewegung zu verbergen, in der ihr Inneres war. Er forschte, er vernahm, was sie gehört, und ahnete, was sie befürchtete; aber er schwieg. Es regten sich auch in seiner Brust seltsame Regungen, von Mitleid, Zweifel und einer Aufwallung von Eifersucht zusammengesetzt. Doch kämpfte er dieß unedlere Gefühl nieder, und über dem Nachhausegehn reifte der Entschluß in ihm, sich bey dem Pfarrer der Kirche, in welcher der Unbekannte begraben worden, nach seinen Schicksalen zu erkundigen. Sobald er Jutten den gastfreyen Freunden, bey denen sie wohnten, übergeben hatte, suchte er den Geistlichen auf, den er in seiner Stube unter seinen Betrachtungs- und Kirchenbüchern fand. Der freundliche Greis gab Anfangs eine allgemeine Auskunft. Der Verstorbene war ein geschickter Mahler aber ein Sonderling gewesen,

der in tiefster Einsamkeit gelebt, sich nur mit Verfertigung frommer Bilder beschäftigt, und von ihrem Ertrag die Armuth unterstützt habe, indeß er selbst fast jede Bequemlichkeit des Lebens sich versagte. Sein Nahme war Renatus Büßer. Alles dieß, selbst der deutungsvolle Nahme bestärkte Albrecht in seinen Vermuthungen; auch schien es ihm, der gute Geistliche wisse mehr, als er einem unbekannten Fremdling preis geben wollte. Er entschloß sich daher, Vertrauen um Vertrauen zu erkaufen, und des ehrwürdigen Mannes Ansehn ließ ihn hoffen, daß er hier nicht mißverstanden werden würde. Er erzählte ihm seine und seiner Gattinn Geschichte, in so weit sie hierhergehörte, er verbarg dem Geistlichen nicht, daß er, seit er Jutta sein Weib nenne, in geheim viele Nachforschungen um des verlornen Herrmanns Schicksal angestellt, und nie habe begreifen können, wie ein Künstler, dessen Ruhm schon so weit verbreitet gewesen, so ganz aus der Welt habe verschwinden können, ohne daß auch nur eine Nachricht seines Todes, wann und wo ein so ausgezeichneter Mann seine Laufbahn geendigt, zu ihnen herüber geschallt wäre. Der heutige Vorfall habe auf eine wunderbare Art seine und

Jutta's Ahnungen und Vermuthungen aufgeregt, und er bäthe nun den hochwürdigen Herrn, falls diese Eröffnung wider keine heilige Pflicht streite, ihm die nöthigen Aufklärungen gefällig zu geben.

Auch den Pfarrer hatte des jungen Mannes offne Bildung, sein edler Anstand, und die ganze Weise, wie er seine Erkundigungen angestellt, für ihn eingenommen, und er begann folgendermassen: Ich habe freylich dem Verstorbenen feyerlich gelobt, ohne Noth keiner lebenden Seele die Geständnisse mitzutheilen, welche er mir auf dem Sterbebette, wo ich sein einziger Freund und Tröster gewesen, vertraut. Indessen meine ich, zu Gunsten seiner einzigen und nächsten Verwandten, die, wie ich aus eurem Munde höre, Eure edle Gemahlinn ist, schon eine Ausnahme machen zu dürfen. Ja mein Herr, ihr vermuthet recht. Renatus Büßer ist allerdings kein anderer als eurer Gattinn leiblicher Vetter und ehemahliger Gespons, der einst so berühmte Meister Herrmann Freywald. Hier in diesem Hefte — er suchte auf seinem Schreibtisch nach einem kleinen Päckchen alter Schriften, und reichte es Hohenstein hin — ist die Geschichte seiner früheren

Jugend, seiner Liebschaft, seines Aufenthalts in Augsburg und Wälschland aufgezeichnet, bis auf den schrecklichen Tag, welcher zeigte, in wessen Nähe und entsetzlicher Gewalt sich der arme Verirrte bisher befunden. Nach seinem langen Krankenlager, unter welchem auch sein Geist gelitten und nur mit Mühe hergestellt wurde, während seine Gesundheit nie wieder zu ihrer vorigen Blüthe kam, hat er Alles treu und mit den bußfertigen Empfindungen, welche seine Verirrung ihm zur Pflicht machte, aufgesetzt. Als er während seiner Reconvalescenz Alles vollendet, und sich durch angestellte Nachfragen hinreichend überzeugt, daß jene vorgebliche Italienische Familie zu Viterbo, entweder ein bloßes Blendwerk der Hölle, oder eine Gesellschaft höchst verderbter Menschen war, beschloß er, sobald es seine Kräfte erlauben würden, das Land zu verlassen, in welchem sein zeitliches und ewiges Heil in solche Gefahr gerathen, zugleich aber, von Reue, Schaam und dem Wunsche gedrungen, seine Vergehungen so viel möglich noch hier auf Erden auszusöhnen, einem Nahmen, den die Trugkünste der Hölle in Italien ihm ohnedieß geraubt, auch in Deutschland zu entsagen. Meister Freywald,

dessen Ruhm ihn zum Hochmuth und zur Gott=
vergessenheit geführt, sollte todt seyn; mit dem,
was ihm auf Erden am theuersten gewesen,
mit der Bekannt= und Unsterblichmachung sei=
nes Nahmens, wollte er Gott ein Opfer brin=
gen, und so dadurch büssen, wodurch er gefehlt.
Erkundigungen, durch die dritte Hand in seiner
Vaterstadt eingezogen, lehrten ihn, daß seine
ehemahlige Geliebte nach vielen Jahren voll
Kummer und Gram endlich einem würdigen
Gemahl ihre Hand gegeben, und wenn auch
Jutta nicht auf diese Art für ihn verloren ge=
wesen wäre, so hätte er doch nie daran denken
können, nachdem er so treu= und pflichtvergeß=
sen an ihr gehandelt, ihr jetzt wieder vor Augen
zu kommen, und ihr in seinem Zustande von
Kränklichkeit und innerer Zerstörung seine Hand
anzubiethen. Er blieb also hier, wohin ihn sein
Weg aus Wälschland zuerst geführt. Der stille
Ort in bergigten Umgebungen, die Gemüths=
art und Lebensweise unserer Bürger gefiel
ihm, er richtete sich unter seinem neuen Nah=
men ein, lebte verborgen, pflag mit Niemand
Umgang und weihte seine von ihm entheiligte
Kunst wieder nur würdigen Gegenständen. Wir
besitzen in unserer Kirche ein schönes Bild von

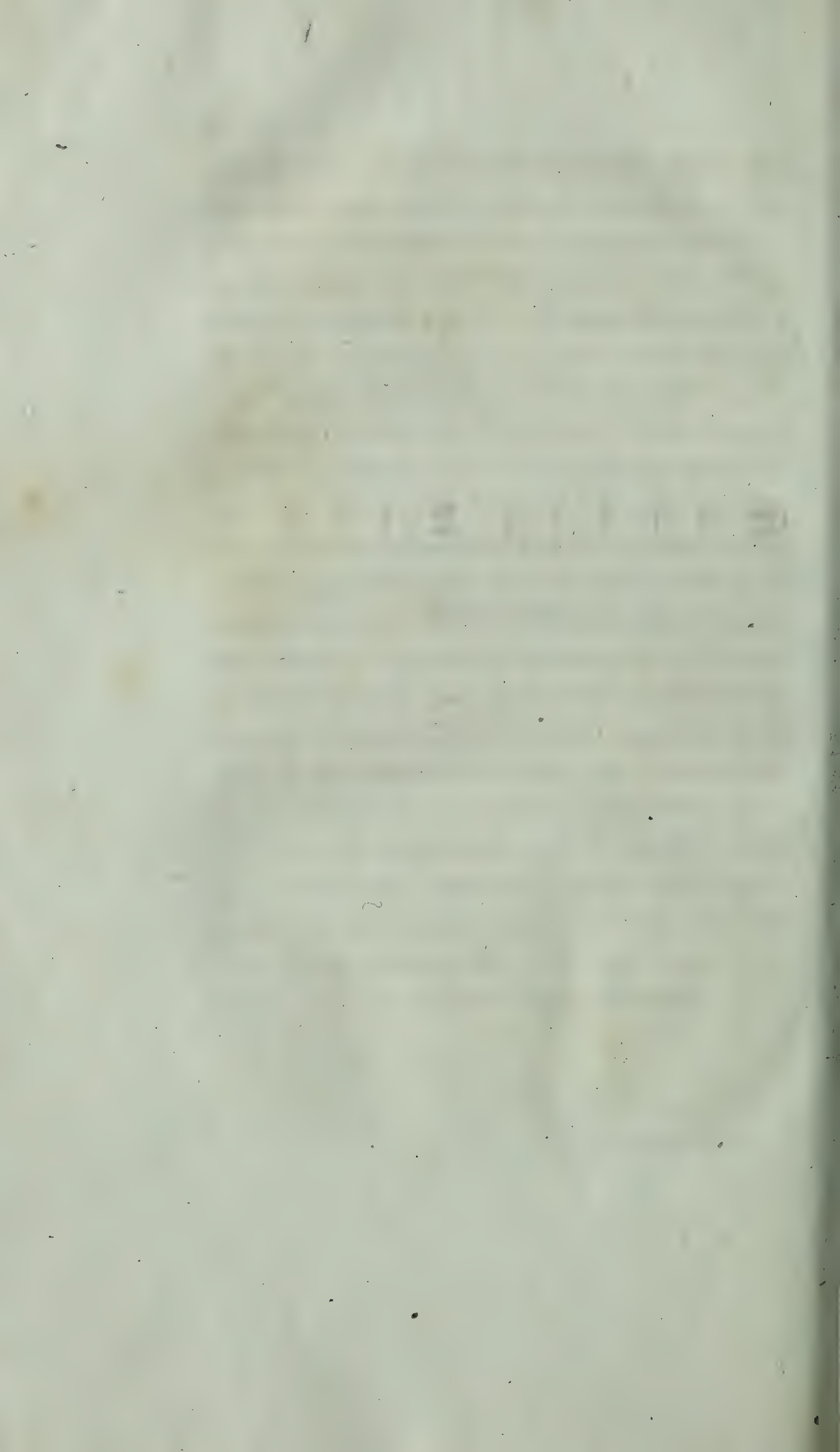
ihm; was er sonst verfertigte, wurde, wie schon gesagt, zum Besten der Armen verwendet. So brachte er unter frommer Beschäftigung, Gebeth und Betrachtung drey Jahre seines Lebens zu, während welchen ein anhaltendes Siechthum, und der stille Gram, der an seinem Herzen nagte, die wenigen Kräfte, welche die Auftritte in Wälschland ihm gelassen, vollends aufzehrten. Die letzten Wochen kam er nicht mehr aus der Stube, und endlich nicht mehr aus dem Bette. Da ließ er mich rufen. Ich fand ihn schwach, dem Tode nahe, aber ungemein ruhig, und ich möchte sagen, daß eine himmlische Heiterkeit, der schwer erkaufte Lohn bitterer Leiden und heldenmüthiger Opfer, seine angenehmen Züge verklärte. Hier machte er mir nun jene Geständnisse, welche ich euch so eben mitgetheilt, und gewann mein Mitleid und meine Achtung in so vollem Maße, daß ich nur bedauerte, ihn nicht früher gekannt, und mich seines Umgangs erfreut zu haben. Von da an besuchte ich ihn täglich während ein Paar Wochen, und vorgestern verschied er in meinen Armen. Sein kleiner Nachlaß wurde theils für die Armen, theils zum Heil seiner Seele von ihm bestimmt. Den wundervollen Kreuzpartikel,

den er, seit er ihm durch Gottes Fügung im entscheidendsten Augenblick seines Lebens in die Hände gefallen war, nie wieder von sich gelegt, haben wir ihm nach seinem Wunsch in's Grab mit gegeben. Es war, wie er sagte, sein einziges und theuerstes Angedenken aus der Zeit seiner Unschuld und ersten Liebe.

So klang des Pfarrers Bericht, und Hohenstein, gereinigt von jeder eifersüchtigen Aufwallung und mit dem Andenken seines Nebenbuhlers in heiliger Rührung versöhnt, kehrte zu Jutta zurück und erzählte ihr schonend und mit den gehörigen Vorbereitungen, was er vernommen. Ihre heißen Thränen floßen an ihres Gemahls Busen dem Freund und Geliebten ihrer Jugend; aber die stille Ergebung und heilige Freude, die seine letzten Tage verschönert, erhoben auch Juttas gebeugtes Gemüth, sie fühlte, daß ihr Freund den besten Theil erwählt, daß er ruhig, und mit Gott versöhnt, selig gestorben sey. Mit dem Pfarrer und ihr überlegte nun Hohenstein, ob er nicht den berühmten Künstler, den frommen Dulder nach seinem Tode ehren, und ihm in der Kirche, in welcher er Ruhe gefunden, ein Denkmahl setzen sollte, das seine Schicksale, seinen ehemahligen Ruhm,

seine spätere Selbstverläugnung der Welt in kurzen Worten zur Erbauung darstellen sollte. Er hatte eine ansehnliche Summe dazu bestimmt, und freute sich in dem Gedanken, auf diese Weise seiner Achtung und Dankbarkeit für den Verstorbenen ein Genüge zu thun; denn war es nicht Freywalds Kunst gewesen, die ihm Jutta zugeführt, und in ihr das Glück seines Lebens gegründet hatte? Aber diese und der Pfarrer widersprachen dieser schönen Aufwallung, indem sie sich überzeugt hielten, daß eine solche Verewigung nicht nach dem Sinne des Verklärten seyn würde, und so vereinigten sich denn die Plane dahin, das zu dem Monumente bestimmte große Capital zu einer frommen Stiftung für arme Kinder, die sich einem Handwerk oder einer Kunst weihen wollten, zu verwenden. Jutta aber zog einen kostbaren Ring vom Finger, eines ihrer schönsten und werthesten Kleinode, überreichte ihn dem Pfarrer, und bath ihn, dafür auf ewige Zeiten jährlich, an dem Tage seines Todes, ein Amt mit feyerlicher Würde in seiner Kirche halten zu lassen.

Stille Liebe.



Stille Liebe.

Die Präsidentinn von Almstein trat in das Zimmer ihrer Töchter, um ihnen zu verkündigen, daß sie die nächste Woche auf einen glänzenden Ball zum ***schen Gesandten gebethen wären, und legte die neuesten Hefte des Modejournals auf den Tisch, aus denen sich die Mädchen Anzüge wählen sollten. Mit frohem Gesichte sprang Caroline, die jüngere, von der Arbeit empor, nahm die Hefte begierig in die Hand, und blätterte darin, indem sie mit fröhlicher Gesprächigkeit die Zeichnungen lobte, verwarf und wählte. Ganz still saß die ältere Schwester neben ihr. »Du sagst gar nichts, Henriette,« rief die Präsidentinn etwas unwillig: »Freust du dich nicht?«

»Sie wissen, liebe Mutter, daß ich dergleichen Feste nicht liebe, und wenn Sie mir erlauben wollten . . .«

»Zu Hause zu bleiben, nicht wahr? Da wird nichts daraus. Du mußt mit. Ich begreife wohl, daß du mit deinem Gesichte nicht gern neben Carolinen erscheinst; aber eben deßwegen sollst du mit, und sollst eben so hübsch angezogen seyn als sie. Ich will nicht, daß man mir nachsage, ich machte einen Unterschied unter meinen Kindern, ich setzte dich zurück, weil du häßlich bist.«

Sie ging. Sie glaubte dadurch der Welt zu beweisen, daß sie die schöne Caroline ihrer Schwester nicht vorziehe; aber die Welt glaubte es doch nicht. Schon seit ihrer ersten Kindheit war Henriette das zurückgesetzte, verstoßene Kind gewesen, und die Präsidentinn fühlte sich wahrhaft erleichtert, als vor ungefähr zehn Jahren ihre Schwester, die verwitwete Generalinn, das Mädchen von ihr verlangte, um ihr, bey dem Mangel an eigenen Kindern, in ihrer ländlichen Einsamkeit Gesellschaft zu leisten.

Hier wurde Henriette mit Sorgfalt und Liebe erzogen. Ihre Tante, eine vortreffliche Frau, bildete ihren lebhaften Geist und ihr gefühlvolles Herz nach den richtigsten Grundsätzen. Sie suchte die Abwesenheit äußerer Reize durch einen Überfluß an inneren zu ersetzen. Henriette wuß-

te wohl, daß sie nicht hübsch war; aber auf dem Lande, als Nichte einer allgemein verehrten Frau, als ein Mädchen, das auch ohne diese Rücksicht, um seiner selbst willen, geschätzt und gesucht wurde, fiel es ihr nie ein, daß der Mangel an Schönheit ein so großer Fehler, ein so wichtiges Hinderniß seyn könnte, in der Welt zu gelten und sein Glück zu machen. Die Tante starb, und der Präsident nahm seine Tochter zurück. Hier erfuhr sie nun mit einem höchst bittern Gefühl, daß man auf eine Naturgabe, die so wenig von uns abhängt, die so gar keinen Einfluß auf unser wahres Verdienst hat, einen so entschiedenen Werth legte. Niemand bemerkte sie, wenn sie neben ihrer schönen Schwester erschien, niemand sprach mit ihr; und gekränkt und verschüchtert durch dieses Betragen vergaß oder verschmähete sie, jene Vorzüge geltend zu machen, die ihr vielleicht hier und da die Aufmerksamkeit eines besseren Menschen zugezogen haben würden. So sah sie denn auch diese dem lieblichen Zauber folgen. Sie blieb still, vergessen, allein mitten in dem bunten Schwarme, und die unzarte Behandlung ihrer Mutter vollendete die tiefe Kränkung, die sie oft mit heißen Thränen den Verlust ihrer trefflichen Tan-

te und die schöne Zeit ihrer früheren Jugend beweinen machte.

Caroline, obwohl von ihren Ältern angebethet und von der Welt mit Schmeicheleyen überhäuft, hatte ein unverdorbenes Gefühl treu bewahrt. Sie liebte ihre Schwester innig; aber auch sie war nicht ganz zufrieden. Der Wille ihres Vaters und eine Art von Familienarrangement bestimmten sie zur Braut eines Verwandten, den sie nur als Kind gekannt hatte, und von welchem sie seit mehr als zehn Jahren nichts weiteres wußte, als daß er Major, ein sehr schöner Mann und ein braver Soldat sey. Caroline war nicht gebildet genug, um von einer zarten Harmonie der Gemüther Ahnung zu haben; aber sie zitterte vor dem Gedanken, einem Manne die Hand reichen zu müssen, der ihr vielleicht gar nicht gefallen könnte. Die Mädchen weinten und trösteten sich mit einander; und dieß Verhältniß machte sie einander immer lieber und unentbehrlicher.

Der Präsident von Almstein war der letzte männliche Sprosse von der jüngern Linie seines Hauses, die durch einen sonderbaren Zufall alle Rechte und Güter der älteren besaß. Sein Großvater hatte von zwey Frauen zwey Söh-

ne, die er, wie ihre Mütter, mit ungleicher Zärtlichkeit liebte. Den ältesten hielten nach dem Tode seiner Mutter häuslicher Unfrieden und seine eigene Neigung beym Soldatenstande. Hier erwarb er sich die Liebe und Achtung, die man ihm im väterlichen Hause versagte, hier stieg er durch eigenen Werth bis zum General empor; aber schon in der Blüthe der männlichen Jahre hatten mancherley Ungemach und Beschwerden und gefährliche Wunden seine Gesundheit so erschöpft, daß er einem nahen Tode oder einem siechen Alter entgegen sah. Er gab jeden Gedanken an eheliches Glück und die Freuden der Nachkommenschaft auf; und in dieser Stimmung gelang es einem sogenannten Freunde, der aber nichts als ein Abgeordneter seiner Stiefmutter war, den Lebensmüden zur Abtretung aller Güter an seinen jüngern Bruder, für die Erhaltung des Hauses, zu bereden. Nicht lange darnach starb der Vater, und der jüngere Sohn trat die großen Reichthümer an. Der General zog sich auf das einzige Landgut, das ihm geblieben war, zurück, und sah sein Leben still und ruhig verfließen. Aber in dieser ländlichen Stille und Ruhe erhohlte sich seine Gesundheit, das Daseyn wurde ihm wieder lieb; er fand ein

Mädchen, dessen Schönheit und sanfte Güte sein Herz rührte, das sich gern entschloß, sein kleines Vermögen und jedes Schicksal mit ihm zu theilen. Sein ältester Sohn betrat die Bahn seines Vaters, sein Enkel, eben derselbe Major, dem Caroline bestimmt war, hatte sich bereits bedeutenden Ruhm erworben, und der Präsident betrieb mit außerordentlichem Eifer diese Familienverbindung, welche die beyden Zweige des Hauses vereinigen, und den älteren wieder in den Besitz der Güter setzen sollte, die er durch ein halbes Jahrhundert entbehrt hatte.

Vergebens suchte Caroline unter allerley Vorwand ihren Vater von diesem Plane abzubringen, der ihr für ihr künftiges Glück so gefährlich schien; aber er war unerschütterlich, und es schien sogar, als ob er geheime Ursachen habe, als ob ein Theil seiner Ruhe und Zufriedenheit davon abhinge.

So vergingen viele Monathe. Gegen das Ende des nächsten Herbstes erhielt der Präsident Nachricht, daß der Major Urlaub nehmen werde, um in die Residenz zu gehen und seine Braut kennen zu lernen. Das Gerücht flog ihm voran und verkündete Carolinen und den Damen der Residenz in dem Major den schönsten,

edelsten, tapfersten Officier, von dessen Bravour und Güte so manche Anecdote zu erzählen war. Er war es, der einst fast ganz allein eine feindliche Schanze erstürmt, einen feindlichen General, den er verwundet und gefangen genommen, mit Gefahr seines Lebens vor Unbilden geschützt und aus der Schlacht getragen hatte; er war es, dem ein angezündetes Dorf seine Rettung, so viele Unglückliche ihr Leben oder die Erhaltung ihrer Habe dankten. Schon einige Tage vor seiner Ankunft war er der Gegenstand des Gespräches; und obwohl man wußte, daß seine Hand versagt war, hinderte dieß doch manche Schöne nicht, wenigstens Plane auf sein Herz zu entwerfen.

Am gespanntesten erwarteten ihn natürlicher Weise seine Braut und ihre Schwester, und ihre stillen herzlichen Unterredungen drehten sich nur um ihn. Eines Abends war zahlreiche Gesellschaft in ihrem Hause, als auf einmahl sich die Thüren öffneten, und ein junger Mann in Uniform, mit dem Orden an der Brust, eintrat — eine der schönsten männlichen Gestalten und zugleich so viel Edles in Haltung und Blick, daß die Augen, die sich nach ihm gewandt hatten, unwillkürlich an ihm hängen blieben. Mit be-

scheidener Zuversicht ging er auf den Präsidenten zu, und überreichte ihm einen Brief, den dieser nicht so bald erbrochen und einen Blick hinein geworfen hatte, als er den jungen Mann mit herzlicher Freude umarmte, und ihn seiner Frau und dem ganzen Cirkel als seinen Neffen, den Major von Almstein, vorstellte.

Caroline erröthete bis unter die Locken. Das war also der Mann, mit dem sie unauflöslich verbunden werden sollte! Wenigstens war die Erscheinung nicht unangenehm; und ihr Blick kehrte eben so oft verstohlen auf den schönen Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit zurück, als ihre Mutter die ihrigen triumphirend herum blicken ließ, um der Gesellschaft zu sagen: »Dieser Phönix, von dem das Gerücht so viel erzählt hat, dessen Anblick noch weit mehr verspricht, ist unser, ist das Eigenthum der bewunderten Caroline!«

Auch Henriettens Auge war auf ihn gefallen, und eine bebende Empfindung durchschauerte ihr Innerstes. So hatte sie sich einen vollkommenen Mann gedacht! Unter ähnlichen Zügen war ihr öfters ein Ideal in stillen Träumen erschienen! Sie erblaßte, denn der Mann war der Bräutigam ihrer Schwester; und als Alles

sich freudig um ihn her drängte, zog sie sich still mit der tiefen Wunde im Herzen zurück. Er hatte sie kaum bemerkt. Auf ihrem einsamen Zimmer fiel ihr Blick schmerzlich in den Spiegel — und Thränen traten in ihr Auge. Sie nahm sich vor, den gefährlichen Mann so viel als möglich zu vermeiden, um den Pfeil nicht noch tiefer in ihr Herz zu drücken.

Der Major ward bald einheimisch im Hause seiner Verwandten, und alles schien den gewünschtesten Gang zu gehen. Carolinens Gestalt hatte ihn zuerst angezogen; ihre natürliche Güte hielt ihn fest. Er bemerkte wohl, daß es ihr an Geistesbildung fehlte; aber er nahm sich vor, da sie so jung war, das Versäumte mit ihr nachzuhohlen, wenn sie seine Frau seyn würde. Er entdeckte einen großen Antheil von Leichtsinn und Hang zu Putz und Zerstreuung in ihr, und er schmeichelte sich, wenn sie ihn erst recht kennen und lieben gelernt hätte, daß sie in dieser Liebe und dem häuslichen Glücke Ersatz für jene schimmernden Freuden finden werde. So verlor diese Familienverbindung, die seiner Sinnesart im Anfange sehr gewidert hatte, allmählich ihr Abschreckendes; er gewöhnte sich an den Gedanken, Carolinen als die künftige Gefährtinn sei-

nes Lebens zu denken. Er empfand keine Leidenschaft für sie, sie war ihm nicht unentbehrlich zu seiner Glückseligkeit; aber er war ihr herzlich gut, und hoffte mit diesem Gefühle eine recht vergnügte Ehe führen zu können.

Seltsam kam ihm das Betragen seiner künftigen Schwägerinn vor. Daß sie weit mehr Verstand und Bildung, überhaupt mehr Charakter hatte, als ihre Schwester, wurde ihm bald aus den wenigen Gesprächen gewiß, zu denen er sie gleichsam zwang; was Caroline ihm von ihrem vortrefflichen Herzen sagte, bestätigte die Meinung, die er selbst von ihr gefaßt hatte, und er achtete sie recht sehr, ohne sie eigentlich zu kennen. Aber es war ihm unmöglich, sich ihr mehr zu nähern, da sie ihn geflissentlich vermied und alles that, was in ihrer Macht stand, um jedes Beysammenseyn mit ihm, besonders mit ihm allein, zu verhindern.

Die Ältern bemerkten dieß Betragen, und redeten darüber mit Henrietten. Diese wußte ihr Benehmen geschickt unter allerley Vorwänden zu entschuldigen; da sie aber nichts daran änderte, überzeugten sich endlich die Ältern, daß sie einen geheimen Haß gegen den Major, oder eigentlich gegen diese Verbindung hegen müsse,

indem Carolinen der allergrößte Theil des Vermögens bestimmt, und ihr nur eine ganz mäßige Summe versichert war.

Henrietten kränkte diese Vermuthung tief; aber sie that nichts, um sie zu zerstören. Sie hätte alles, ja den Tod lieber erleiden, als ihre unglückliche Leidenschaft für einen Mann verrathen wollen, der ihrer Schwester bestimmt und mit dieser Bestimmung so zufrieden war. Auch der Major fing zuletzt an, an eine verborgene Abneigung gegen sich zu glauben, und manche Mißverständnisse, wie sie in solchen Verhältnissen unvermeidlich sind, manche Winke der unklugen Mutter bestätigten ihn in dieser Meinung.

Des Majors Urlaub ging zu Ende; man hoffte, der nächste Feldzug würde der letzte seyn, und die Heirath wurde auf den Zeitpunct des Friedens bestimmt. Er nahm ohne Schmerz aber mit wahrer Rührung Abschied von seiner Braut, empfing den Segen der Ältern, Henriettens stummes, zitterndes Lebewohl, und reiste ab.

Caroline vermißte die ersten Tage recht sehnlich den angenehmen Gesellschafter, und unterhielt sich in den folgenden angelegentlich mit ihrer Ausstattung und allen Anstalten zu ihrer

künftigen Einrichtung. Henriette war still, wie immer; aber das Haus, die Welt war ihr öde und ausgestorben. Mit Zittern horchte sie auf jede Nachricht vom Kriege, Zeitungen und Landkarten machten ihre liebste Beschäftigung aus; sie wechselte die Farbe, wenn Briefe vom Major kamen, und war in sichtbarer Bewegung, wenn sie länger ausblieben, als man gerechnet hatte. Die Ältern, die sie nie verstanden, begriffen sie auch dieß Mahl nicht; man nannte sie seltsam, lächerlich, gewöhnte sich endlich an diese Sonderbarkeiten, und ließ sie gehen. Das war alles, was sie wünschte.

Gegen den Frühling zu wurde Caroline schwer krank; das Übel nahm mit großer Heftigkeit zu. Henriette wich nicht von ihrem Bette trotz aller Gefahr der Ansteckung, mit der der Arzt ihr drohte. Am fünften Tage war die blühende glückliche Caroline eine Leiche. Henriettens Schmerz war tief und nagend; dennoch war sie es, in deren Armen der gebeugte Vater noch einigen Trost fand. Die Mutter verzweifelte; der Tod der Lieblingstochter hatte ihr das Herz gebrochen, sie fing an zu kränkeln. Man meldete dem Major den unglücklichen Fall; sein Brief trug das Gepräge der innigsten Theilnah-

me und eines gerechten Schmerzens, aber keine Spur von jener Zerstörung, die der Tod einer geliebten Braut in dem Herzen eines jungen Mannes anrichten mußte.

Als die erste Betäubung vorüber war, sprach der Präsident von seinem unabänderlichen Plane, die beyden letzten Zweige des Hauses durch eine Heirath zu verbinden. »Wir haben noch eine Tochter,« setzte er endlich hinzu: »Henriette soll an Carolinens Stelle treten, so bleibt das ganze Vermögen beysammen, und kommt wieder an den älteren Stamm.« Sie war gegenwärtig. Ein Fieberschauer durchzuckte ihre Glieder; Entzücken und Angst, Hoffnung und Schmerz wechselten schnell in ihrer Seele. »Ach Gott!« sagte die Präsidentinn: Welch ein Tausch! Lea für Rachel!«

Das durchbohrte Henriettens Herz. Lea für Rachel! Sie wankte, sie mußte sich an einen Stuhl halten. Nicht die lieblose Anspielung ihrer Mutter, aber die Überzeugung, daß sie mit ihrer Gestalt nie die Gemahlinn des schönsten und liebenswürdigsten Mannes werden könnte, ohne den Spott und Tadel der ganzen Welt auf sich zu ziehen, und ihn bald vor Überdruß und Reue an ihrer Seite hinschmachten zu se-

hen — das war's, was in dem Augenblicke klar aber mit tödtender Schärfe vor ihr stand. Sie schwor sich zu, das ungeheure Opfer, das nur Familienrücksichten von ihm erzwingen konnten, nie anzunehmen, und es lieber auf's Äußerste ankommen zu lassen.

Alle ihre Weigerungen fruchteten nichts. Es wurde an den Major geschrieben, der mit einer artigen Wendung — es sey ihm unmöglich, so schnell nach dem Verluste seiner Braut an eine zweyte Verbindung zu denken — um Aufschub und Bedenkzeit bath. Das war Henrietten genug. Sie wußte nun, was sie zu wissen brauchte, um ihren ernsten Entschluß noch unwiderruflicher zu machen.

In wenig Wochen starb ihre Mutter aus Gram über den Verlust ihrer Tochter, und Henriette beredete ihren Vater leicht, mit ihr auf eines seiner Güter zu gehen, da er ohne dieß nur aus Gefälligkeit gegen seine Frau in der Stadt geblieben war. Hier widmete sie sich mit schwärmerischer Hingebung der Pflege, dem Vergnügen des einzigen theuern Wesens, das ihr angehörte, und der Präsident, der in seiner Ehe nach der großen Welt diese Empfindung nie kennen gelernt hatte, lebte in ihren Armen wieder

auf, und schien nicht unzufrieden, daß der Major seinen Entschluß noch eine Weile aufschob, und ihm die theurer gewordene Tochter ließ. Aber Henriettens hartes Schicksal war noch nicht müde, ihr Herz zu treffen. Auf einer Jagd im Spätherbste, die der Präsident leidenschaftlich liebte, stürzte er mit dem Pferde, und ward sterbend in das Schloß zurück gebracht. Er hatte die Sprache verloren. Henriette wollte verzweifeln, als sie seine Zeichen, die ängstlichen Blicke, mit denen er auf seinen Schreibtisch wies, nach hundert Versuchen, sie zu deuten, nicht errathen konnte. Er starb einige Stunden darauf in ihren Armen, und ließ sie im Besitze des ganzen unermeßlichen Vermögens.

Ganz verlassen, ganz einsam auf der weiten Welt, war sie eine Zeit lang für jedes Vergnügen, selbst für jede Erheiterung erstorben; endlich übte die Zeit ihre stille Gewalt auch über sie, und sie wurde wieder fähig, etwas anders als ihren Schmerz und den so schnell gehäuften Verlust ihrer Lieben zu denken. Das erste war, ihre vorgeschlagene Verbindung mit dem Major aufzuheben, und diesem seine volle Freyheit zu schenken. Es schien immer der angelegentlichste Wunsch ihres Vaters gewesen zu seyn,

das Vermögen an den älteren Stamm zu bringen. Das sollte auch zum Theile geschehen, nur nicht so, wie er es gemeint hatte. Sie schrieb an den Major; sie verbarg ihm nicht, daß sie seine geringe Neigung für sie kenne, sie schilderte ihm die hohen Forderungen, die sie an eine glückliche Ehe machte, und bath ihn daher, sich und ihr selbst allen künftigen Zwang zu ersparen und einen Plan aufzugeben, der keines von beyden glücklich machen würde. Zugleich bath sie ihn, ihr zu erlauben, da sie nun ganz verwais't, ganz allein auf der Welt sey, statt jenes zerrissenen Verhältnisses ein anderes mit ihm anzuknüpfen; sie bath ihn, sie als seine Schwester, und das Vermächtniß ihres Vaters als ein gemeinschaftliches Erbtheil zu betrachten, auf das er eben so wohl Anspruch habe als sie. Endlich trug sie ihm die Hälfte ihres Vermögens mit einer so schönen Wärme, einer so herzlichen Freude an, daß man so gereizt seyn mußte, als es der Major durch den Anfang ihres Briefes war, um in allen diesen Äußerungen nichts als das dringende Verlangen zu sehen, der Verbindung mit ihm um jeden Preis los zu werden.

In dieser unmuthigen Stimmung setzte er sich hin, um ihr auf der Stelle zu antworten. Er gab ihr ihre volle Freyheit wieder, entsagte allen Ansprüchen auf ihre Hand, sandte ihr alle Briefe ihres Vaters, die auf diese Sache Bezug hatten, zurück, und verwarf aber auch eben so bestimmt und mit großer Bitterkeit ihren Antrag über die Theilung des Vermögens.

Er war sehr aufgebracht — er konnte sich das Zeugniß geben, kein Geck zu seyn, er glaubte durch sein Betragen bey jedermann, also auch bey Henrietten, die Zuversicht erweckt zu haben, daß er nie fähig seyn würde, ein Mädchen zu heirathen, das ihm ihre Hand nicht ganz freywillig gäbe. Zu was also diese Umstände? Wozu ein so großes Opfer? War er denn so durchaus unerträglich oder so niedrig denkend, daß man sein halbes Vermögen darum gab, um sich von ihm los zu kaufen?

Der Brief schmerzte Henrietten, die es so herzlich gut gemeint hatte; dann aber reizte sie der edle Stolz wieder, der aus jeder Zeile sprach, und sie fühlte mit Wehmuth, wie trefflich der Mann war, dem sie entsagte, von dem ein unübersteigliches Hinderniß, wie sie es nannte, sie auf ewig schied. »Lea für Rahel!« So tönte

es in ihren Ohren, wenn sie sich auch einmahl einer täuschenden Hoffnung, einer schmeichelnden Möglichkeit hingab — und ihr Entschluß stand von Neuem fest.

Als des Majors erste Hitze verflogen war, las er Henriettens Brief noch ein Mahl. Zuerst fiel ihm, was er in seinem Unwillen nicht bemerkt hatte, die zierliche Schrift, die richtige, schöne Schreibart auf. Dann kam er zu den Gesinnungen; sie schienen ihm wenigstens nicht gemein und nicht unedel. Er dachte sich in des Mädchens Lage, er fand etwas Zartes und Schönes in ihrer Handlungsweise und etwas Herzliches in dem Tone zu ihm, und er fing an, das Mädchen sehr zu achten, das sich so durchaus weigerte, seine Frau zu werden.

So verging ein volles Jahr nach ihres Vaters Tode. Der Major war indessen bis zum Obersten vorgerückt, und Henriette erhielt nur zufällig oder auf geheimen Wegen Nachricht von ihm. Da machte eine Veränderung, die sie in dem Schlosse vornehmen ließ, es nöthig, die Meubeln aus dem Schlafzimmer ihres Vaters, die sie bisher aus einer Art von Ehrfurcht unverrückt erhalten hatte, heraus zu räumen. Den

Schreibtisch ließ sie in ihr Zimmer setzen, und richtete ihn zu ihrem Gebrauche ein.

Bey dieser Beschäftigung erinnerte sie sich mit Schmerz an die letzten Augenblicke ihres Vaters und die vergeblichen Versuche, seine Zeichen zu verstehen. Sie hatte damahls schon den Schreibtisch ganz durchsucht, aber nichts gefunden. Jetzt war durch das Hin- und Hertragen an der Rückseite des Schrankes ein verborgenes Fach sichtbar geworden, von dessen Daseyn sie nichts geahnet hatte. Mit einem geheimen Schauer machte sie es auf, und fand — einige uralte Schriften in einem Umschlage von ihres Vaters Hand. Sie las. Wie groß war ihr Erstaunen, ihr Schrecken, als diese Papiere sie belehrten, daß ihre Familie mit Unrecht die Güter besaß, daß ein späteres Testament ihres Urgroßvaters vorhanden gewesen war, welches jene ungerechte Verfügung zurück nahm, und den ältern Sohn in seine Rechte einsetzte! Ihr Vater hatte dieß Testament unter den geheimen Papieren seines Großvaters gefunden; und wahrscheinlicher Weise hatte weder seine Frau noch sein jüngerer Sohn eine Ahnung von seinem Daseyn gehabt, sonst würden sie es vertilgt haben. In Reichthum und

Überfluß erzogen und daran gewöhnt, mangelte dem Präsidenten die Kraft, durch eine öffentliche Bekanntmachung dem allen zu entsagen; da ihn aber sein Gewissen nicht ruhig ließ, suchte er durch einen Mittelweg, durch jene Familienverbindung, beyde Endzwecke zu vereinigen.

Jetzt verstand Henriette die letzte ängstliche Pantomime ihres Vaters; und tausend Gedanken und Empfindungen stürmten plötzlich auf sie ein. Eine Weile saß sie wie betäubt, das verhängnißvolle Blatt in der Hand. Aber in einem Gemüthe, wie das ihrige, konnte kein Zweifel bleiben über das, was hier zu thun sey. Sie sprang auf; ihr Entschluß war gefaßt. Ohne irgend jemanden, ohne selbst ihrem Vormund etwas von der Sache zu entdecken, traf sie alle Anstalten zur Abreise in die Residenz, wo die Gräfinn von Dehnitz, Almsteins Schwester, den Winter zubrachte. Sie ging gerade zu ihr und bath sie, ihren Mann rufen zu lassen, weil sie ihnen ein wichtiges Familiengeheimniß zu entdecken habe. Der Graf kam; und nun zog Henriette die Papiere hervor, überreichte sie ihm, und bath ihn, an seinen Schwager zu schreiben, und ihn zu ersuchen, daß er Anstalten treffen möge, um die Güter zu über=

nehmen, die sie auf der Stelle abzutreten bereit sey.

Der Graf und die Gräfinn sahen Henrietten mit stummem Erstaunen an. Sie wußten nicht, was sie mehr bewundern sollten, die Größe des Opfers, oder die Ruhe und Freudigkeit, womit es gebracht wurde. Endlich fiel ihr die Gräfinn um den Hals: »Und hast du denn nicht bedacht, edles Mädchen, daß du nun ganz arm wirst, indem du meinem Bruder Alles abtrittst? Hast du denn keine Bedingungen zu machen? Setze sie auf! Fordere, was du willst! Ich kenne meinen Adolph, er wird freudig mit dir theilen, was ganz zu behalten in deiner Macht stand.« Henriettens Herz schwoll hoch empor; edler Stolz, Freude, des Geliebten Glück zu gründen, und schöne Rührung bewegten es in süßen Schwingungen. Sie sank in die Arme der Gräfinn und rief mit Thränen: »Ich bin ganz glücklich, wenn dein Bruder erhält und annimmt, was sein ist vor Gott und jedem gerechten Richter. Das Erbtheil meiner Tante reicht für meine Bedürfnisse hin; ich brauche nicht mehr.« Noch ein Mahl drangen beyde Gatten herzlich in sie; sie blieb fest auf ihrer Weigerung, und trieb sie selbst

an, ihren Bruder nicht so lange auf die gute Bothschaft warten zu lassen.

Der Graf schrieb auf der Stelle; die Gräfinn ließ Henrietten nicht mehr weg, sie betrachtete sie als einen Schutzgeist, als ein höheres Wesen, das zum Segen in ihr Haus gekommen war. Henriette fand schon einen Theil ihres Lohnes in der Liebe ihrer Verwandten; noch mehr aber zog sie die Ähnlichkeit mit Almstein an seine Schwester. Sophie, so hieß die Gräfinn, hatte ihres Bruders Farbe und Züge, noch mehr, sie hatte sogar eine Stimme, deren Ton die Erinnerung an die seinige hervor rief. Henriette fühlte sich wie durch einen Zauber an sie gebunden; sie blieb gern bey ihr, und verlebte hier einige sehr vergnügte Tage.

Der Oberste hatte unterdessen den Brief seines Schwagers erhalten. Henriettens Edelmuth setzte ihn in Erstaunen. Nicht, daß sie ein Vermögen zurück gab, das sie nicht mit vollem Rechte besaß, war es, was ihn rührte, — er fühlte, daß sie so handeln mußte, daß er selbst so gehandelt haben würde — aber die Weise, wie sie es that, dieses ganz uneigennützige, edelstolze Betragen, dieses gänzliche Vergessen eigener Rücksichten, dieses schöne Vertrauen in ihre

Freunde bewegten und reizten ihn. Er rief sich die zerrissenen Verhältnisse zurück, und es schien ihm, als hätte sein Leben an Henriettens Seite schöner seyn müssen, als an Carolinens; er suchte ihren ersten Brief hervor, worin sie ihn um Aufhebung ihrer Verbindung gebethen hatte, er fand manches darin, was ihm vor einem Jahr anders vorgekommen war. Er wünschte Henrietten näher kennen zu lernen; sein Herz war frey — und so entstand der Gedanke bey ihm, daß jene Verbindung vielleicht doch wieder angeknüpft werden, und so das edle feinfühlende Mädchen im Besitze ihrer Reichthümer bleiben könnte.

Er schrieb an sie. Der Brief trug das Gepräge der zartesten Achtung und freundlichsten Theilnahme. Er wollte von keiner unbedingten Abtretung des Vermögens wissen; er both ihr eine Theilung an — oder — das Ganze, wenn sie sich entschließen könnte, dem alten Wunsch ihres Vaters gemäß, es mit seiner Hand wieder zu empfangen.

Henriette zitterte, als sie den Brief durchlas; ihr Gefühl für Adolph erwachte in seiner ganzen Stärke. Sie stand — sie zweifelte — eine entzückende Zukunft trat vor ihre Seele. Aber jetzt fiel ihr Blick auf den Spiegel. — »Lea

für Rahel!« tönte es in ihren Ohren. Sie verglich ihre Gestalt mit Almsteins Götterbildung, sie dachte an das Urtheil der Welt, sie überlegte, daß unmöglich Neigung, daß bloße Großmuth ihn vermocht haben konnte, ihr diesen Antrag zu thun — und sie gewann es über ihr tief erregtes Herz, ihn mit Festigkeit auszuschlagen. Um nicht eigensinnig zu scheinen und seine Güte zu kränken, bedung sie sich von dem ganzen Vermögen das artige Landgut Rohrbach zu ihrem Eigenthume aus, das für sie den unschätzbaren Werth hatte, in einer romantischen Lage und ganz nahe bey Festenberg zu liegen, wo Almsteins Schwester, an die sie so viele geheime Bande fesselten, den größten Theil des Jahres zubrachte, wo sie oft Nachricht von ihm zu erhalten hoffte, wo sie sich ihm näher glaubte.

So schonend und zart auch Henriettens Weigerung eingekleidet war, so fühlte sich Almstein, der sie wahrhaft achtete, dennoch dadurch beleidigt. Er glaubte eine bestimmte Abneigung, jenen Widerwillen, von dem er im Hause ihrer Ältern schon gehört hatte, darin zu erkennen. Er konnte sich, im Bewußtseyn seines Werthes und des tadellosen Betragens, das er jederzeit gegen sie beobachtet hatte, diese Erscheinung nicht

anders, als aus einem übeln Vorurtheil oder einer natürlichen Antipathie erklären. Beyde Arten mußten sein Gefühl verletzen; und er dachte seitdem nie anders als mit sehr streitenden Empfindungen an das seltsame Mädchen. Aber er betrachtete es als eine heilige Pflicht, so für ihre Zukunft zu sorgen, daß sie nie Ursache haben sollte, den Schritt zu bereuen, den sie gegen ihn gethan. Darum folgte in einem Briefe an seine Schwester eine förmliche gerichtliche Abtretung von Rohrbach, mit allem, was dazu gehörte, und noch manchen andern Vortheilen, nebst einer **Charta bianca** an seinen Banquier und der herzlichen Bitte, daß Henriette nach der unbedingtesten Willkür von diesem Blatte Gebrauch machen möchte. Über die Theilung des Übrigen behielt er sich vor, bey seiner Zurückkunft, die er so sehr als möglich zu beschleunigen suchen würde, mit ihr selbst zu sprechen.

Henriette fühlte die Kälte, die in dem Briefe des Obersten lag, und deutete sie, wie es ihr nach ihren Ansichten möglich war. Sie empfing mit freundlichem Danke die Verschreibung über Rohrbach — zerschnitt vor Sophiens Augen die **Charta bianca** bis auf Almsteins Unterschrift in Stücken, und steckte diese in den Busen,

zum Andenken an seine Großmuth, wie sie sagte. Sophie sah sie ernst und forschend an. Es stiegen Gedanken bey ihr auf, die schon öfters flüchtig ihr durch den Kopf gefahren waren. Jetzt wurden sie heller und bestimmter — aber sie schwieg, um durch kein vorschnelles Reden Henriettens tief verborgenes Gefühl zu verschüchtern.

Als diese allein war, pries sie sich glücklich, Almsteins Antrag, das ungeheure Opfer seiner Großmuth, nicht angenommen zu haben. »Er liebt mich nicht. Wie könnte er auch! Er kennt mich nicht,« rief sie schmerzlich, »ich habe nichts, was die Männer anziehen kann — und wenn ich auch Etwas bin, so bin ich es nur für die, die sich die Mühe geben, mich genauer kennen zu lernen. Das wird Almstein nie!«

Sie blieb noch ein paar Wochen bey Sophien, und ging dann auf ihr einsames Schloß zurück, um es mit allen übrigen dem Geschäftsträger ihres Vetters zu übergeben. Zu ihrem großen Erstaunen hörte sie von ihm, daß er Auftrag habe, alles nur bedingter Weise zu übernehmen, in so fern nähmlich sie keine Forderungen zu machen habe. Ein süßes Gefühl von Dank und Rührung bewegte ihr Herz — sie er-

klärte bestimmt, daß sie keine Forderungen zu machen habe, sie ließ sich von ihrem Vormunde, der sehr unwillig über ihre voreilige Großmuth war, eine Schrift darüber aufsetzen, übergab Alles, und reiste in einigen Tagen mit ihrer Begleiterinn, einer würdigen Offizierswitwe, nach Rohrbach ab.

Eine angenehme Überraschung war es ihr, den Grafen Dehnitz und seine Frau beym Aussteigen aus dem Wagen hier zu finden, die sie als Nachbarn freundlich in ihrem neuen Eigenthume bewillkommten; aber eine noch schönere war ihr vorbehalten. Das ganze Schloß war, so viel es die kurze Zeit erlaubte, auf Almsteins Befehl mit allem, was zur Bequemlichkeit, zur Eleganz, zum freundlichsten Lebensgenusse gehört, versehen worden. Eine wohl eingerichtete Bibliothek, ein Zimmer mit gewählten Kupferstichen, treffliche musikalische Instrumente, ein Treibhaus voll der seltensten und lieblichsten Blumen und Pflanzen — kurz alles, was ein gebildeter Geist in der Einsamkeit bedürfen kann, war mit eben so viel Wahl als Niedlichkeit herbey geschafft. Die Gräfinn führte Henrietten überall herum; und diese folgte ihr mit freudig pochendem Herzen und sichtlicher Rührung.

»Sage deinem Bruder, hob sie zuletzt an, wie froh du mich gesehen hast, wie mich sein Geschenk und seine Aufmerksamkeit erfreuet hat, und bitte ihn, daß er den wortlosen Dank eines gerührten Herzens zum Lohne seiner zarten Güte nehmen soll!«

Am dritten Tage kehrten der Graf und Sophie nach der Residenz zurück, mit dem Vorsatze, recht bald nach Festenberg zu kommen, und dann frohe Tage mit Henrietten zu verleben. Diese brachte einige Zeit damit zu, sich in ihrem Hause, in ihren Meubeln, diesen süßen Erinnerungen an den freundlichen Geber, einzugewöhnen. Sein Andenken war die liebste Beschäftigung ihrer Einsamkeit; aber ihr Herz, ihr lebhafter Geist fand bald wichtigere in den Anstalten und Planen, die sie zur Verbesserung des Zustandes ihrer Unterthanen entwarf. So verging der letzte Rest des Winters, und mit dem Frühlinge kamen ihre lieben Nachbarn nach Festenberg. Nun hatte sie Gesellschaft, und eine so werthe, so beziehungsreiche! Sie war fast täglich in Festenberg oder die Familie bey ihr, und Almsteins Briefe von der Armee machten lebhafte Epochen in der stillen Lebensweise guter Menschen, die so innigen Theil an ihm nahmen.

Sein letzter enthielt seine Empfindungen am Vorabende einer großen Schlacht, die auf den folgenden Tag festgesetzt war. Er war sehr ernst, und mitunter düster; es schien, als schweb- ten ihm finstere Ahnungen vor. Mit ängstlicher Erwartung sah man in Festenberg, und noch mehr in Rohrbach, einem zweyten Briefe ent- gegen. Er blieb aus. Die Nachricht von der ge- wonnenen Schlacht kam durch öffentliche Blät- ter; unter denen, die sich am rühmlichsten aus- gezeichnet hatten, und unter den schwer Ver- wundeten war sein Nahme. Tiefer Schmerz und bange Sorge hielt Sophien — eine nahmenlose Angst Henrietten während zwey langen Tagen in fürchterlicher Spannung. Am dritten kam ein Brief von Almsteins Kammerdiener. Der Oberste hatte die Schlacht, die beynahe verlo- ren gewesen war, durch seine Unerschrockenheit, durch den guten Willen seines Regiments wie- der hergestellt und gewinnen machen, indem er sich an der Spitze seiner Kürassiere auf den vordringenden Feind warf, die geschlossenen Scharen durchbrach, und Verwirrung und Be- stürzung verbreitete. Der Muth der Seinigen belebte sich an seinem Beyspiele; die Fliehenden standen, die Zerstreuten sammelten sich wieder.

Da traf im Handgemenge ein Säbelhieb seinen Kopf; noch wollte er, der eigenen Gefahr nicht achtend, weiter vordringen, als ein zweyter Streich ihn rücklings über sein Pferd stürzte, und die ganze Fronte seiner Escadron, unwissend und unaufhaltsam, über ihn wegsprengte. Man zog ihn nach der Schlacht für todt unter den Leichen hervor, und obwohl er bey Absendung dieses Briefes, ungefähr acht Tage nach der Affaire, noch lebte, so war doch wenig oder gar keine Hoffnung zu seiner Rettung.

Heiße Thränen floßen in Festenberg und Rohrbach seinem Unglück und dem drohenden Verluste. Jetzt erst fühlte Henriette, wie unaussprechlich theuer ihr Adolph war. Der heftige Schmerz griff ihre Gesundheit an, sie wurde bedenklich krank, und Sophie theilte ihr Herz in Besorgnissen um den geliebten Bruder und die geliebte Freundinn; aber sie müßte keine Frau gewesen seyn, wenn nicht diese Erscheinung sie belehrt hätte, daß ihre vorigen Muthmaßungen gegründet waren, und Henriette ihren Bruder liebe. Unbegreiflich blieb ihr indessen Henriettens entschiedene Abneigung gegen eine Verbindung mit ihm; weil diese aber ein so strenges Stillschweigen über ihr Gefühl be-

obachtete, und sich bemühte, die wahre Ursache ihrer Krankheit vor Sophien zu verbergen, so verboth es das Zartgefühl, die Hülle dieses Geheimnisses, die Henriette so geflissentlich über ihr Herz zog, gewaltsam zu zerreissen.

Zwey Wochen vergingen in unsäglicher Angst und Trauer. Endlich kam ein zweyter Brief. Der Kammerdiener meldete der Gräfinn, daß zwar Hoffnung zum Leben für den Obersten vorhanden wäre, daß er aber schwerlich je wieder ganz hergestellt werden würde, indem die Wunden viel zu tief und gefährlich gewesen wären; auch schiene sein Herr ein längeres Leben unter diesen Umständen kaum zu wünschen, er sey schwermüthig und finster.

Dieser Brief erfüllte seine Freunde mit sehr gemischten Empfindungen; bey Henrietten war die hauptsächlichste ihre vermehrte Liebe für ihn. Sein Bild war ihr in ruhigen Tagen oft erschienen, in allem Schimmer der Schönheit, blendend, entzückend! Jetzt verließ es sie keinen Augenblick mehr — aber immer sah sie ihn bleich, krank, schwermüthig, und eben darum ganz hinreissend, ganz unwiderstehlich. Jetzt bereuete sie es, seinen Antrag nicht angenommen zu haben; jetzt wäre es ihr möglich geworden,

das zu erreichen, was ihr der würdigste Zweck ihres Lebens schien — sich ihm ganz zu weihen, sein trauriges Loos zu verschönern, und so manche Last von seiner müden Seele zu nehmen. Seine Schönheit war jetzt kein Hinderniß mehr; ihr siegender Zauber war größten Theils zerstört — sie wäre ihm gleich gestanden, und sein Glück hätte ihr Werk seyn können.

Sorgfältig verbarg sie diese Empfindungen unter einer gelassenen freundschaftlichen Theilnahme; aber Sophie hatte einmahl ihr Herz durchschaut, und so baute sie im Stillen, ohne das Geringste zu äußern, auf Henriettens Liebe und ihres Bruders Denkart, die sie genau kannte, einen schönen Plan, der das Glück der ganzen Familie begründen sollte.

Nach ein paar Monathen kam ein Brief von Almstein selbst. Er konnte wieder auf seyn, er konnte sich in kurzen Absätzen wieder mit Lesen und Schreiben beschäftigen. Seine Wunden waren geheilt; aber die Folgen davon, schrieb er, würden sein ganzes Leben verbittern. Die Zukunft läge düster und traurig vor ihm; und wenn er nicht fürchten müßte, seiner Schwester und ihrem ganzen Hause eine unerträgliche Last aufzubürden, so würde es die einzig denkbare

Linderung und Zerstreuung für ihn seyn, wenn er nächsten Herbst zu ihr kommen, und in den Armen so theurer Verwandten seine übrigen Tage verleben könnte.

Der Brief trug so sichtbar das Gepräge der düstersten Schwermuth, daß Sophie und ihr Mann innig gerührt waren, und Henriette ihre Thränen mit Mühe verbarg. Die Gräfinn schrieb ihm auf der Stelle; sie bath ihn mit der unverkennbarsten Liebe, so bald als möglich zu kommen, sie versicherte ihn, daß es ihr und ihres Mannes heiligstes Bestreben seyn werde, ihm das Leben recht angenehm zu machen, daß sie sich auf seine Ankunft wie auf ein Glück freue, und daß sie von der Zukunft viel lachendere, schönere Hoffnungen für ihn hege.

Er sollte kommen — Henriette sollte ihn wieder sehen — in seiner Nähe — mit ihm leben! Wechselnde Empfindungen wogten bey diesen Aussichten in ihrer bewegten Seele — Sehnsucht und Freude, Furcht und Besorgniß. So nahte endlich der Herbst, und nach mehreren anderen Briefen kam einer von Almstein, der seine Ankunft auf die nächsten Tage verkündete. Sein Geist schien sich aus der Reizbarkeit und Schwermuth, die ihm seine körperlichen Leiden

gegeben hatten, empor gearbeitet zu haben; er war minder trübsinnig, und auch mit seiner Gesundheit ganz leidlich zufrieden.

Almstein wußte, daß Henriette in der Nähe seiner Schwester lebte, daß sie fast immer bey seinen Verwandten war, obwohl Sophie absichtlich ihrer in ihren Briefen wenig erwähnt hatte. Es war ein kleiner bitterer Zusatz zu den Freuden, die er sich dort versprach, künftig viel um eine Person seyn zu müssen, von deren entschiedener Abneigung gegen ihn er so unläugbare Proben zu haben glaubte. Indessen hoffte er, im stäten Zusammenseyn und unter ganz ruhigen Verhältnissen würde sich vielleicht diese unangenehme Spannung zwischen ihm und seiner ehemahligen Braut verlieren.

So trat er an einem schönen Herbsttage die Reise an. Die Entfernung war beträchtlich; seine Lage erlaubte ihm keine großen Tagemärsche, und er langte erst am achten Tage, einem frischen heitern Sonntagsmorgen, in der Nähe seines künftigen Aufenthaltes an. Als er von fern das rothe Dach von Festenberg erblickte, drang ein angenehmes Gefühl in seine Brust. Die Stürme und das wilde Leben im Kriege hatten sein Herz nicht erkältet, es hatte noch

vollen Sinn für die Freuden der häuslichen Glückseligkeit; und wenn ihm schon sein Unglück nicht zu erlauben schien, sie einst ganz rein und unmittelbar zu schmecken, so weidete sich doch sein gutes Gefühl an den Bildern der Zufriedenheit seiner Schwester, seines Schwagers, an denen er innig Theil zu nehmen sich vornahm. Jetzt unterschied er auch in einiger Entfernung an einem Hügel die Thurmspitze von Rohrbach; bald darauf sah er das weiße nette Schlößchen am Abhange durch die Bäume schimmern. Dort wohnte das seltsame Mädchen, das einst ihr halbes Vermögen darum geben wollte, um sich von seinen Ansprüchen zu befreyen.

Er versenkte sich in allerley Muthmaßungen, wie sie ihn wohl empfangen, wie sie sich gegen ihn betragen würde, und entwarf mit innerlichem Vergnügen einige Plane, wie er ihr edelmüthiges Opfer vergelten, und sie an den Gütern Theil nehmen lassen wollte, die sie ihm so willig abgetreten hatte.

Indessen hatte er die Tannenallee vor Festenberg erreicht. Im Schlosse hatte man den Wagen schon gesehen. Sophie, ihr Gemahl, die Kinder — Alles eilte ihm entgegen, Alles bewillkommte ihn mit lautem Freudengeschrey. Er

stieg mit hochschwellender Brust aus dem Wagen, sank in die ausgebreiteten Arme seiner Geliebten, und drückte sie alle mit nassen Augen an das klopfende Herz. Das Gefühl der Heimath, das Glück, sich geliebt zu sehen, drang mächtig in seine weit geöffnete Seele, und stimmte sie zur reinsten menschlichen Freude. Die Seinigen fanden ihn sehr verändert, aber bey Weitem nicht unkenntlich, wie er ihnen oft geschrieben hatte. Zwar entstellten zwey große Narben über Stirn und Wange seine Schönheit, die blühende Farbe war entwichen; aber es war noch sein großes seelenvolles Auge, die edlen Formen der Züge, es war noch sein stolzer Wuchs, seine edle Haltung, wenn gleich eine Contusion am Fuße ihm das Gehen beschwerlich machte. Sophiens Plan war den Augenblick entworfen. Niemand im Schlosse durfte sich gegen die Rohrbacher, wenn deren vielleicht des Gottesdienstes wegen herüben waren, ein Wort von des Obersten Ankunft verlauten lassen. Henrietten selbst erwartete sie nach der Gewohnheit mit noch andern Gästen aus der Nachbarschaft am Sonntage zu Tische. Sie verabredete das Nöthige mit ihrem Manne, und gab dem Obersten seine Rolle. Sie wollte ihn

in Henriettens Seele lesen lassen, sie wollte ihm eine Ahnung davon geben, daß er wenigstens nicht g e h a ß t wurde. Als Henriettens Wagen auf den Hof fuhr, erinnerte sie die Übrigen nochmahls an die Verabredung. Henriette trat ein; Sophie und ein Theil der Gesellschaft gingen ihr entgegen und umringten sie so, daß sie den Obersten, von dessen Hierseyn sie keine Vorstellung hatte, nicht so gleich gewahr werden konnte. Plötzlich näherte sich ihr dieser von der Seite und redete sie an. »Adolph!« rief sie erschrocken und zitternd, indem sie mit der Hand auf's Herz fuhr. Hier hatte seine Stimme wiedergeklungen! Sie wandte sich schnell um; er stand vor ihr. Bebend, sprachlos reichte sie ihm die Hand — sie vermochte kein Wort hervor zu bringen; aber in den leuchtenden Augen, in den Thränen, die sie schwellten, glänzte die reinste Freude, die Überraschung der innigsten Liebe. Sie hielt seine Hand fest und lange. »Endlich sehen wir uns wieder!« seufzte sie zuletzt aus tiefer Brust, und sah ihm mit unverhehlter Zärtlichkeit in's Auge. Der Oberste war betroffen. Diesen Empfang hatte er so ganz und gar nicht vermuthet! Er konnte selbst nicht gleich Worte finden; dann fragte er sie, ob sie ihn

wohl erkannt hätte, wenn er nicht zuerst gesprochen, wenn sie ihn nicht hier bey seiner Schwester getroffen hätte? »O! den Augenblick!« rief Henriette aus, »unter tausend Menschen, an jedem Orte!« »Ich bin sehr verändert,« hob der Oberste an. »Sie haben so viel gelitten,« unterbrach sie ihn mit bewegter Stimme; »wir haben Sie durch mehr als drey Wochen für verloren gehalten! O! das war eine traurige Zeit!«

Sie hielt inne; denn sie fühlte, daß ihre Thränen bereit waren, hervor zu brechen. Jetzt trat auch Sophie hinzu, die genug gesehen hatte, und endigte das allzu bewegte Gespräch. Man setzte sich. Die Unterhaltung wurde allgemein; und Henriette bekam nach und nach ihre natürliche Fassung wieder.

Als zu Tische gegangen wurde, both Dehnitz seinem Schwager den Arm; Henriette sah hin und beneidete den Grafen, der Adolphen diesen kleinen Dienst erweisen durfte. Bey der Tafel war die Gesellschaft laut und munter; es wurden Gesundheiten getrunken, gescherzt, gelacht. Nur zwey Personen konnten sich nicht in die allgemeine Fröhlichkeit finden, der Oberste, dem seine Gemüthsstimmung und Henriettens

Betragen Anlaß zu manchem ernsten Gedanken gaben, und Henriette, die in heiliger Rührung und Freude keiner lebhaften Äußerung ihres Gefühls fähig war. Nach Tische verloren sich die Fremden; die Familie blieb mit dem Pfarrer allein. Es war ein kühler Herbsttag; der Graf schlug vor, in Sophiens Cabinette Feuer im Franklin-Ofen machen zu lassen, und sich dort zu versammeln. Die Damen nahmen ihr Strickzeug, die Männer ihre Pfeifen, man setzte sich um die Flamme; der freundliche Schein, die milde Wärme, das geschwätzige Knistern des Feuers erquickten und erheiterten die Geïster. In der stilleren Umgebung öffnete sich des Obersten Herz; er wurde mittheilender, gesprächiger. Die Rede kam auf den Krieg, auf die entscheidende Schlacht, die ihm bald das Leben gekostet hätte. Er erzählte, seine Lebhaftigkeit riß ihn hin, er schilderte mit Wärme und fürchterlicher Genauigkeit seine Empfindungen, als der Säbelhieb seinen Kopf traf, er sich nicht mehr auf dem Pferde halten konnte, und nun, auf der Erde liegend, bey vollem Bewußtseyn, die Pferde seiner daher sprengenden Escadron sich ihm nahen fühlte. Henriette hörte eine Weile mit der lebhaftesten Theilnahme, aber mit großer

Anstrengung zu; endlich übermannte sie ihre Empfindung, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe — und stand auf, um aus dem Zimmer zu gehen. Aber sie schwankte, der Oberste sah es und stand schnell auf, um sie zu unterstützen. »Mein Gott! Fräulein! was ist Ihnen?« fragte er sie bestürzt. Auch Sophie sprang hinzu; sie führten sie in ein Nebenzimmer, der Oberste hielt sie im Arme, Sophie hielt ihr ein Riechfläschchen vor. Mit liebevoller Besorgniß erkundigten sie sich um ihren Unfall. Henriette hohlte tief Athem. Er lebte ja, er hielt sie in seinem Arme, er schien so herzlich besorgt um sie! Sie fühlte ihre Kräfte wieder kehren, und schob die Schuld ihrer Ohnmacht auf die Ofenwärme, deren sie noch nicht gewohnt war. Sie setzte sich nieder und bath die Geschwister, wieder zur Gesellschaft zurück zu kehren; sie würde ihnen sogleich folgen. Der Oberste wollte sie nicht verlassen, bis sie vollkommen wohl war; sie drang in ihn, er ging mit Sophien. Henriette bedurfte einer einsamen Viertelstunde, um sich von den mannigfachen Erschütterungen des heutigen Tages zu erhohlen. Adolphs herzliche Theilnahme, sein offenes Betragen thaten ihrem Herzen unendlich wohl. Sie war weit entfernt, nur einen Schat-

ten lebhafterer Neigung darin zu ahnen oder zu hoffen; aber sie war zufrieden, jedes Mißverständniß entfernt und ihre Herzen in ruhiger Stellung gegen einander zu wissen.

Sie irrte. Der Oberste war nicht ganz ruhig. Die Art, wie sie ihn empfangen hatte, ihr ganzes Betragen an dem heutigen Tage stand mit seiner Vorstellung von ihrer Abneigung gegen ihn zu sehr im Widerspruche. Dieser Widerspruch beschäftigte ihn, und das Mädchen, das ihn so stolz abgewiesen hatte, dessen Äußeres nie im Stande gewesen wäre, einen gewöhnlichen Mann zu fesseln, fing an, ein lebhaftes Interesse bey ihm zu erwecken. Henriette kam zur Gesellschaft zurück, sie war ganz heiter, und nahm ungekünstelt Theil an der Unterredung; nur der Oberste wurde still und in sich gekehrt. Als man ihr den Wagen meldete, bath er sie um die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen, die ihm mit herzlicher Freude gegeben wurde.

Er kam am andern Morgen, und wurde wie ein theurer Freund empfangen. Sie führte ihn in ihrem kleinen Eigenthume umher; sie zeigte ihm alle seine Vorzüge und Bequemlichkeiten, und sagte ihm, wie glücklich sie sich

fühlte, dem, dessen Aufmerksamkeit und Güte sie alle diese Genüsse verdanke, heute ihre Empfindungen darüber offen sagen zu können. Almstein war verwirrt und seltsam von den seltsamen Verhältnissen ergriffen. Als sie in das Cabinet zurück kamen, und Henriette ein gleichgültiges Gespräch anfangen wollte, unterbrach er sie: »Nein, mein Fräulein! So kann es nicht zwischen uns bleiben; ich habe lange auf eine Gelegenheit gewartet, um mit Ihnen über unsere Verhältnisse zu sprechen, und wenn der unglückliche Zufall, der meinen Lebensplan zerstört hat, nicht dazwischen gekommen wäre, so hätte ich längst Urlaub genommen, um diese Angelegenheit zu beendigen.« Er sagte ihr nun, daß er fest entschlossen sey, jetzt, wo ihm seine Kränklichkeit, seine Schwermuth alle Hoffnung auf häusliches Glück abgeschnitten habe, sein Vermögen zu gleichen Hälften zu theilen, die eine seinem Neffen im Testamente zu versichern, und die andere ihr zum freyen Eigenthume zu übergeben. Henriettens Augen füllten sich mit Thränen bey des Obersten Rede. Es war nicht Rührung über sein Anerbiethen; es war Trauer über seine Lage, über seine düstere Lebensansicht. »Das sollen Sie nicht thun!« rief sie leb-

haft, und ergriff seine Hand: »Sie sollen den besten Freuden des Lebens nicht so schnell, nicht so entschlossen entsagen. Sie werden heirathen, Sie werden ein Mädchen finden — —« »O daran zweifle ich nicht,« fiel ihr Almstein ein: »Mädchen, die durch mich Frauen, dann bald Witwen und Eigenthümerinnen meines Vermögens seyn möchten, werde ich genug finden. Aber, wenn ich je die Thorheit begehen sollte, zu heirathen, so müßte mein Weib sich ganz mir und meiner Lebensweise weihen; sie müßte der Welt und ihren Freuden entsagen, bey einem kränklichen, vielleicht mürrischen Manne zu Hause sitzen, und in dieser Einsamkeit mir Gesellschafterinn, unterhaltende, theilnehmende Freundinn seyn können. Wo fände sich ein Mädchen, das diesen Riesenentschluß zu fassen, und alles das zu leisten fähig wäre? Sie sehen, es ist unmöglich. Die ich finden könnte, würden mich nicht glücklich machen, und die mich glücklich machen könnten, werden sich eine bessere Partie wissen.« Henriette schwieg. Ihr Gemüth war zu bewegt; die Hoffnungen der Vergangenheit standen vor ihr — sie seufzte, ohne zu antworten.

Noch ein Mahl drang Almstein ernstlich in

sie; aber eben so ernstlich wies sie sein Anerbiethen ab. Nur den Schmuck ihrer Mutter, den er ihr mitgebracht hatte, nahm sie freundlich an, um seinen guten Willen nicht zu sehr zu kränken, und gelobte ihm mit einem so herzlichen, so wahren Tone, sich, so bald sie etwas bedürfen sollte, an ihn zu wenden, daß er ihren festen Vorsatz nicht darin verkennen konnte. Er ging endlich halb zufrieden, halb mißvergnügt von ihr, aber mit dem festen Vorsatze, das edle Mädchen näher kennen zu lernen.

Das machte sich bald. Henriette kam nach ihrer Gewohnheit, und auch wohl öfter als sonst, nach Festenberg, oder die Festenberger waren bey ihr in Rohrbach. Der Oberste sah sie beynahe täglich, und ward täglich mehr von der Schönheit ihres Charakters überzeugt. Ihre Kenntnisse gewährten ihm unerschöpflichen Stoff zu Gesprächen, ihre Talente — (sie spielte und sang mit mehr als gemeiner Fertigkeit) unterhielten ihn angenehm; aber mehr als alle diese Vorzüge, die eine höhere Bildung ihr gab, zog ihre zarte Aufmerksamkeit ihn an sie. Bey Spaziergängen folgte sie langsam an seinem Arme der rascheren Gesellschaft. Stiegen die Übrigen auf einen Hügel oder sonst wohin, wo es dem Obersten schwer

war zu folgen, so blieb sie so freudig, so freundlich bey ihm, daß es schien, als hätte sie ihm damit gar kein Opfer zu bringen. Ergriffen ihn einmahl die Schmerzen seiner Wunden wieder, oder bemeisterte sich die trübe Stimmung seines Gemüths, dann sandte Sophie schnell nach Rohrbach. Henriette kam, sie leistete ihm Gesellschaft, sie las ihm vor, wenn er zuzuhören vermochte, sie schwatzte, sie erzählte Mährchen, Geschichten, Possen, um ihn zu zerstreuen; und wenn nichts mehr anschlug, dann ging sie an's Clavier und beschwor, wie David, den bösen Dämon ihres Freundes mit dem Klange ihrer Saiten.

Unmerklich und langsam verschmolzen ihre Seelen in einander. Almstein war so an Henriettens Umgang gewöhnt, daß ihm etwas zu fehlen, daß er unruhig und bekümmert schien, wenn sie einen Tag nicht nach Festenberg kam. Gewöhnlich ließ er dann anspannen und fuhr zu ihr hinüber. Er bemerkte kaum mehr, daß sie nicht schön war, ihr seelenvolles Auge, ihr niedlicher Wuchs kamen ihm manches Mahl so gar reizend vor. Sophie sah diese zärtliche Empfindung in dem Herzen des geliebten Bruders wachsen, und sie freute sich innig darüber; seine Lage machte es ihr jetzt doppelt wünschens-

werth, ihn mit einer zärtlichen, verständigen Frau verbunden zu sehen, die ihn wieder heiter und für Lebensgenuß empfänglich machen könnte. Aber mit eben so richtigem Gefühle vermied sie jede Einmischung in dieß allzu zarte Verhältniß; sie ließ die Herzen sich gegen einander entfalten, wachte darüber, daß keine fremde Einwirkung sie störe, und überließ den Ausgang zuversichtlich der Liebe und der Zeit.

Henriette bemerkte mit inniger Lust, wie sehr Adolph sich ihr näherte, sie fühlte, was sie ihm war, und ahnete, wie weit mehr sie ihm noch werden könnte. Der Gedanke, sein Schicksal zu theilen und theilend zu mildern, ihm ihr ganzes Wesen zu weihen, nur für ihn zu leben, und alle seine Freuden, seine Heiterkeit als ihr Werk betrachten zu können, erfüllte sie mit Himmelsseligkeit. Aber je mehr sie liebte, je ängstlicher ward ihr Gefühl. »Er zieht dich allen seinen Freunden vor,« sagte sie oft zu sich selbst: »er unterhält sich nur bey dir, er zeigt dir unverhohlen eine Aufmerksamkeit, eine Zuneigung, die fast an Liebe grenzt, aber auch nur grenzt. Er liebt dich noch nicht; und er ist gebeugt durch viele Leiden, einsam, auf den Umgang weniger Personen beschränkt. Wie,

wenn er in die Stadt zurück kehrte, wenn sein Vermögen, seine persönlichen Vorzüge, seine auch jetzt noch anziehende Gestalt die Blicke und Absichten der Weiber und Mädchen auf sich zögen, wenn man sich von allen Seiten bemühte, ihm entgegen zu kommen, ihm zu gefallen? — Wie dann?«

»Diese Probe muß er bestehen, diesen Sturm muß seine Zuneigung zu mir überwinden, wenn ich glauben soll, daß sie Liebe ist, wenn ich hoffen soll, ihm alles das zu werden, was ich wünsche, wenn unser beyderseitiges Glück gesichert seyn soll.«

So dachte Henriette. Almstein überzeugt, daß er nie heirathen würde, dachte nicht weiter, als an den gegenwärtigen Augenblick, und so, ohne genaue Prüfung seines Gefühls, ward er auch nicht seiner ganzen Stärke gewahr. Indessen verging der Herbst, und der herannahende Winter scheuchte Dehnitzen und seine Frau in die Stadt zurück. Den Obersten riefen seine Geschäfte dahin. Man suchte Henrietten zu bereden, daß sie die Familie begleiten möchte. Almstein drang mit Wärme, mit Innigkeit, endlich mit einer Art von Empfindlichkeit in sie. Sie blieb standhaft auf ihrer Weigerung. Ihr

Herz blutete bey dem Gedanken, ganz einsam ohne ihn zu leben, ohne ihn, der ihr schon so nothwendig zu ihrem Glücke geworden war. Aber sie vermochte es, ihr Gefühl zu bezwingen; sie dachte an die P r o b e, und fand in ihrer Liebe zur Einsamkeit, in ihren Geschäften einen ziemlich scheinbaren Vorwand. Almstein, gekränkt und gereizt, stand zuletzt von seinen Bitten ab, und Henriette bemerkte nicht ungern, daß er seit diesem Augenblicke kälter und scheuer gegen sie ward.

Es schmerzte ihn, daß sie ihm diese Bitte abgeschlagen hatte. Er war nun überzeugt, daß sie ihm bey Weitem nicht so gut sey, als er ihr, indem sie seinem Umgange so leicht entsagen konnte, und in der Einsamkeit Ersatz für seine Freundschaft fand. Ihre ersten Weigerungen fielen ihm ein; und wenn er gleich jetzt an keine Abneigung von ihrer Seite mehr glauben konnte, hielt er sie doch überhaupt für unfähig, eine innige, tiefe Zuneigung zu empfinden.

Der Tag zur Abreise der Familie war bestimmt. Henriette durchweinte die halbe Nacht, und kam den andern Morgen so verstört nach Festenberg, um das letzte Mahl mit ihren Verwandten zu frühstücken, daß jedermann, dessen Urtheil nicht so befangen war, als Almsteins,

die wahre Ursache dieser Veränderung errathen hätte. Er war zu bitter gestimmt, und selbst zu gekränkt von der nahen Trennung, um nicht alles verkehrt zu deuten. Nach seiner Meinung galt das alles seiner Schwester, oder vielmehr dem angenehmen gesellschaftlichen Leben, das man bisher geführt hatte und das nun aufhören mußte. Die Wagen waren gepackt, die Bedienten meldeten, daß alles bereit sey. Henriette fing an zu zittern. Man brach auf. An der Treppe both Almstein Henrietten die Hand. Er sprach nicht; aber sie sah wohl, daß er tief bewegt war. Ihre Thränen brachen hervor; sie vermochte sich nicht mehr zu halten. »O Adolph!« rief sie mit ausbrechendem Schluchzen: »Wann sehen wir uns wieder!« — Er trat zurück und sah sie ernst an. »Wünschen Sie mich denn bald wieder zu sehen?« fragte er halb bitter, halb zärtlich. Henriette hob die gefaltenen Hände empor. »O mein Gott!« rief sie, und ihre Thränen strömten unaufhaltsam. Der Ton drang an sein Herz; es war der Ton der innigsten Liebe, des wahresten Schmerzens. Bewegt, entzückt schlang er den Arm um sie, und drückte sie fest an seine Brust: »Ich komme bald, recht bald wieder, theures Mädchen, vielleicht eher, als du

glaubst.« O Adolph!« sagte sie sanft weinend, den Kopf an seine Brust gelehnt: »Meine Tage werden sehr — sehr einsam seyn.« Er küßte sie auf die Stirn — sie erröthete und zitterte. »Meine theure, meine geliebte Henriette! — Ich komme bald wieder; ich kann nicht leben ohne dich.« In dem Augenblicke rief der Graf, der schon eine Weile im Wagen saß, nach seinem Schwager. Der Oberste riß sich aus Henriettens umschlingenden Armen, stieg schnell ein, und die Wagen donnerten durch das Schloßthor und über die Brücke.

Henriette stand noch eine Weile wie betäubt — versunken in Wehmuth, Freude und unnennbare Liebe. Dann stieg sie langsam die Stufen hinauf, trat in das einsame Zimmer, setzte sich auf den Platz, wo Adolph gesessen hatte, und weinte sich recht müde. Endlich stand sie auf, besuchte noch ein Mahl mit offenen Armen alle Stellen, wo sie so oft mit ihm gesprochen, gelesen, gesungen hatte, den Platz, wo sie ihn das erste Mahl sah, nahm von jeder dieser Freuden Abschied, warf sich dann in den Wagen, und fuhr durch den dicken Decembernebel in ihr einsames Schloß.

Nur Ein Gedanke erhellte ihre trübe Einsamkeit — die Hoffnung — die beynahe Gewißheit

war, daß Adolph mehr als Freundschaft, daß er wirklich Liebe für sie empfinde. Aber je süßer ihr diese Zuversicht war, je ängstlicher dachte sie an die Lockungen der Stadt. Nur seine Briefe, in denen er mit solcher Wärme von seinem genossenen Glück und mit solcher Sehnsucht von dem Wiedersehen sprach, stillten ihre Sorgen, und machten ihr die Einsamkeit erträglich.

Was sie vorher gesehen hatte, war auch geschehen. Der Oberste war kaum in den Zirkeln erschienen, in welche ihn seine Geschäfte und frühere Bekanntschaften zogen, als von allen Seiten Plane auf ihn gemacht wurden, und die lieblichsten Frauen und Mädchen ihm überall entgegen kamen. Er unterhielt sich mit einigen; er fand hier und dort blendende Reize, ein schimmerndes Talent, eine gutmüthige Stimmung — aber nirgends, nirgends in so schönem Vereine, diese stets gleiche Heiterkeit, diese milde Güte, und, bey so viel Kenntniß und Bildung, ein so unverdorbenes Gefühl, als bey Henrietten. Jedes Mahl kam er mit der festeren Überzeugung nach Hause, daß kein Weib auf Erden so für ihn passe, ihn so glücklich machen könnte, als sie; aber je lebhafter diese Überzeugung wurde, je tiefsinniger ward Almstein. Sophie

bemerkte es; sie drang mit schonender Liebe in ihn, und er gestand ihr endlich seine Empfindung für Henrietten, er sagte ihr, daß, wenn sie sich jetzt noch entschließen könnte, seine Hand anzunehmen, er ei•er so heitern, so glücklichen Zukunft entgegen sehe, wie niemahls, selbst nicht in den Tagen der Blüthe seiner Gesundheit. Sophie war innig erfreut; ihr Vergnügen mahlte sich auf der rötheren Wange, in dem leuchtenden Auge. Dem Obersten kam diese Freude etwas voreilig vor; aber Sophie versicherte ihn, daß sie von Henriettens Einwilligung so viel als gewiß sey — sie hieß ihn gutes Muthes seyn, und both ihm an, an sie zu schreiben. Er nahm es im ersten Augenblicke an; dann aber entschloß er sich, selbst zu reisen und sein Urtheil abzuhohlen. Der Plan hatte zu viel Interesse für ihn, um ihn länger zu verschieben; und die Abreise wurde auf den folgenden Tag festgesetzt.

Vier Wochen waren verflossen, seit Henriette ganz einsam, nur in den Erinnerungen ihres Glückes und in unbestimmten Hoffnungen für die Zukunft lebte. An einem trüben Abende, den kein Stern erhellte, wo düstere Nebel über die entlaubten Wälder bis in das schmale Thal herab hingen, durch welches der Weg nach Fe-

stenberg sich schlängelte, saß sie am Fenster ihres Cabinets, und blickte ernst und trauernd in die Winternacht hinaus. Da sah sie von fern sich einige Lichter bewegen; sie schienen die Straße herauf durch's Thal zu kommen. Zuerst glaubte sie, es wären Landleute, die mit Leuchten den Weg nach der Heimath suchten. Endlich hörte sie ein fernes Rasseln — es war ein Wagen — eine süße Ahnung ergriff ihr Herz — die Lichter kamen näher, sie lenkten den Weg am Hügel herauf gegen das Schloß; jetzt waren sie am Thore — sie erkannte das Wappen ihres Hauses — Almsteins Equipage — er war es. Zitternd vor Überraschung und Freude eilte sie hinaus; im Vorsaale trat er ihr mit ausgebreiteten Armen entgegen. Aller Furcht, aller Proben vergessend, flog sie mit einem Schrey der Freude an sein Herz. Ihn hatte sein überströmendes Gefühl stumm gemacht; er drückte sie an seine Brust, ohne sprechen zu können. Erst als sie im Cabinette ruhig neben einander saßen, als der Freudentaumel vorüber war, fanden sie beyde Worte, um sich zu sagen, wie schmerzlich sie sich entbehrt, wie sehr sie sich nach einander gesehnt hätten, wie unmöglich es Adolph gefunden, länger ohne sie zu leben. Nach und nach

aber wurde er stiller; er schien zerstreut, und mit einem herrschenden Gedanken beschäftigt. Henriette bemerkte es, und fragte ihn liebevoll. »Ich habe Ihnen eine wichtige Frage zu thun,« hob er nach einer Weile an, »und ich muß Sie bitten, sie mir ganz aufrichtig nach der strengsten Wahrheit zu beantworten.« Sie versprach es.

»Warum haben Sie zwey Mahl bestimmt meine Hand ausgeschlagen? Was war die Ursache ihrer damahligen Abneigung gegen mich?«

»Abneigung?« fragte Henriette erröthend und schlug die Augen nieder, ohne zu sprechen.

Der Oberst drang in sie; — sie gestand ihm endlich, daß der Abstand zwischen seiner und ihrer Gestalt — seine ersten Hoffnungen auf ihre schöne Schwester, ihre Furcht vor dem Spotte der Welt, vor seiner künftigen Reue, sie dazu vermocht hätten.

Almstein hörte ihr schweigend und ernst zu. »Sie glauben also,« hob er endlich an, »daß vollkommene Gleichheit der Umstände zu einer glücklichen Ehe nothwendig sey? daß keines dem andern auch nur das Geringste aufopfern, keines das andere auch nur in Einem noch so unwesentlichen Puncte übertreffen dürfe? Glauben Sie das wirklich, mein Fräulein?«

Almsteins Ton war so ernst. — Sie schwieg ängstlich. — Sie ahnete das Verfängliche in dieser Frage. »Nur eine wahre Liebe,« antwortete sie nach einigem Nachdenken, »eine solche, die kein Opfer scheut, weil sie keines zu bringen glaubt, weil alles, was sie für den geliebten Gegenstand thut, ihr süß und leicht wird, — nur eine solche Liebe kann auch größere Verschiedenheiten ausgleichen. Aber diese konnte ich damahls nicht von Ihnen erwarten.«

»Und würden Sie einer solchen Liebe fähig seyn?« Seine Stimme war gedämpft, beynahe zitternd; er sah ihr ernst und streng forschend in's Auge.

Sie wurde noch ängstlicher; sie fühlte die Bewegung, in der er war — sie sah ihn an — der Blick hätte ihn sollen in ihr volles liebendes Herz schauen lassen — aber seiner gespannten Stimmung genügte der Blick nicht. — Sie schlug die Augen nieder.

»Könnten Sie sich entschließen?« fuhr er noch immer ernst fort, bis am Ende der Rede ihn die Empfindung hinriß: »Könnten Sie sich entschließen, das unaufhörliche Opfer zu bringen, allen Freuden der Jugend und Geselligkeit zu entsagen, und sich an die Person —

vielleicht späterhin an das Krankenlager eines hypochondrischen, freudenlosen Mannes zu fesseln, um ihm Alles zu seyn, um sein ganzes Glück auszumachen, um sein Leben zum Himmelsgenusse zu erhöhen, sein — —«

»Ich bin entschlossen, alles für dich zu thun!« rief Henriette, und warf sich mit Thränen in seine Arme.

Der Oberst schloß sie fest an sein Herz. Ihr Geständniß machte ihn unaussprechlich glücklich; aber noch wagte er es nicht, sich dem süßen Zauber ganz zu überlassen.

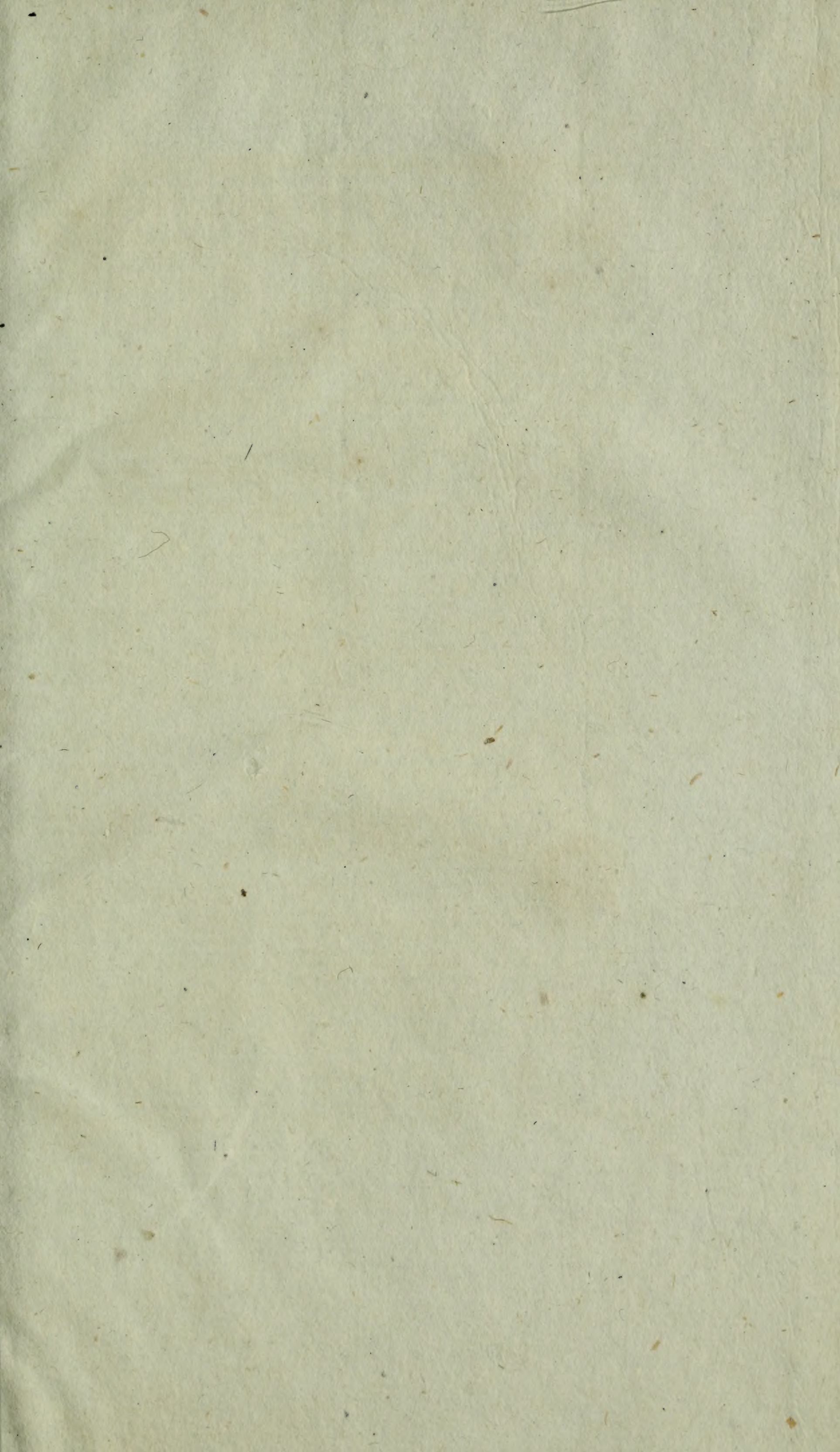
»Hast du dich auch geprüft, meine Henriette? Wir kennen uns nur kurze Zeit; Mitleid, Achtung haben schon oft manches schöne Herz getäuscht, eben weil es schön war. Ist es Liebe, was du für mich fühlst?«

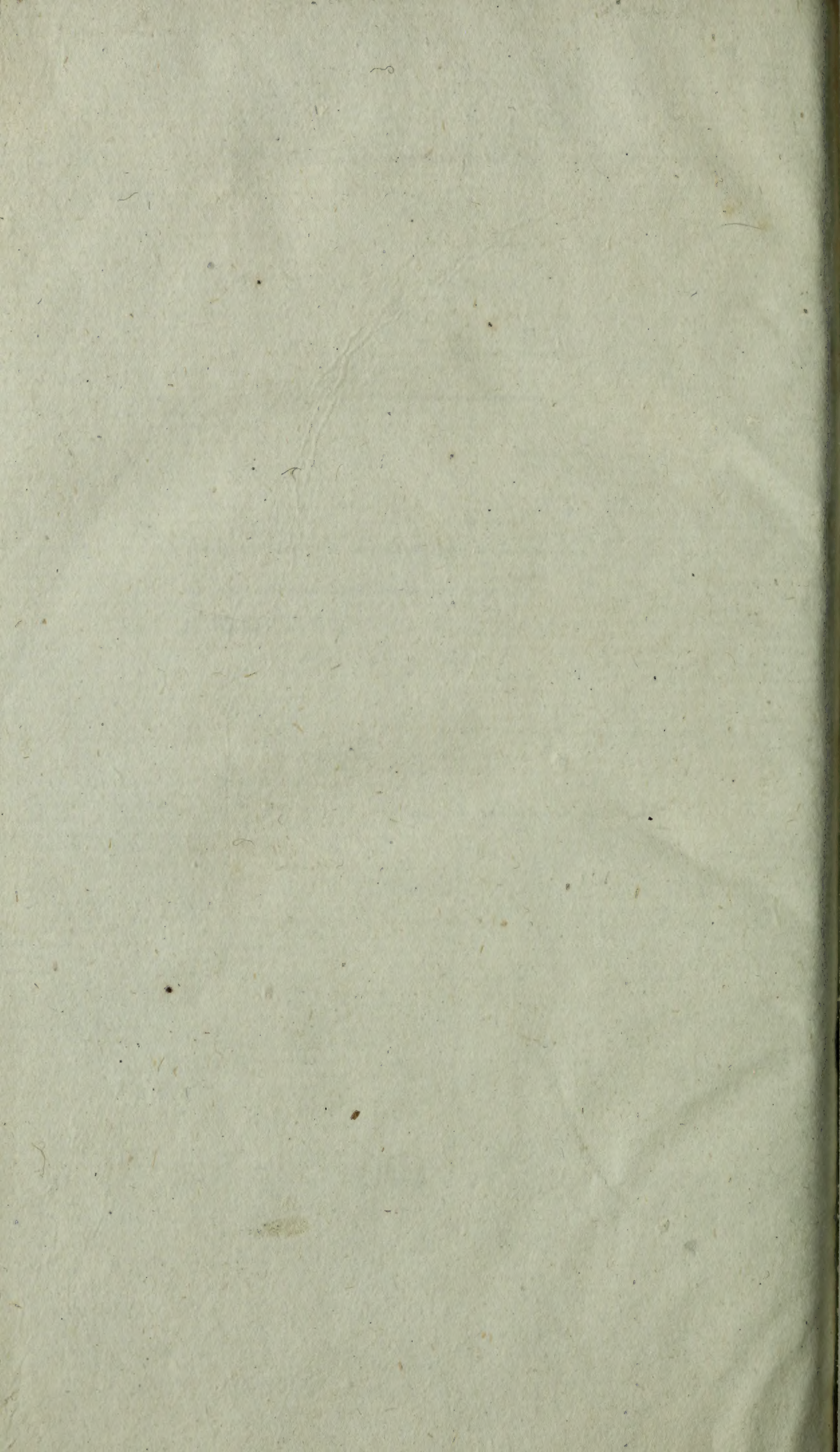
Sie richtete sich auf. Sie sah ihn mit leuchtenden Augen an. Der Edelmuth seiner Gesinnungen erhob ihr Wesen zu einer klaren besonnenen Höhe. »Höre mich an, Adolph — und dann entscheide!« sagte sie: »Ich habe dich geliebt, als ich dich das erste Mahl sah, ich floh dich, weil mein Herz in deiner Gegenwart zu schmerzlich litt, ich schlug deine Hand aus, weil ich wußte, daß du mich nicht lieben konntest. Ich

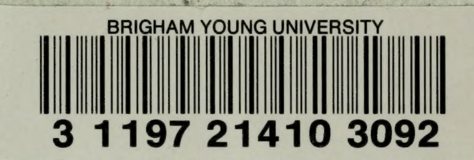
wollte mein Vermögen mit dir theilen, um, so viel in meiner Macht stand, für dich zu thun, und schlug dein Anerbiethen zum zweyten Mahl aus, weil ich einsah, daß nur deine Großmuth dich dazu bewogen hatte. Aber als du verwundet wurdest, als ich wußte, daß du der Theilnahme, der Sorgfalt eines treuen liebenden Wesens bedurftest, da schwand jede Rücksicht, da stand der Entschluß in mir fest, dein Schicksal zu theilen, und für dich zu leben, zu thun, was in meinen Kräften stand. — Jetzt urtheile, Adolph, ob ich dir ein Opfer bringe, wenn ich deine Hand annehme!«

Stumm vor Rührung und Entzücken sank Adolph an ihr Herz. Er war nun überzeugt, daß er eben so glücklich machte, als wurde, und in wenig Wochen feyerte die gute Schwester, die den Liebenden nun mit einer Art Triumph ihre längst gemachten Beobachtungen mittheilte, und ihren Scharfblick loben ließ, die Verbindung des glücklichen Paares in Festenberg.

Inhalt.






BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21410 3092

